

Erika Krumwiede

Was machst Du hier

Erika Krumwiede

Was machst Du hier

Prosaminiaturen und Anlasstexte

Glaskopf Verlag Hannover

© 2012 Glaskopf Verlag Hannover
www.archiv-kuriosum.de
Gestaltung und Satz: Letterwald, Bremen
Druck: Bookfactory – Der Verlagspartner GmbH, Bad Münster

Vorwort

„Das Verblüffende, das Erregende jedes Zufalls besteht darin, daß wir unser eigenes Gesicht erkennen...“

Max Frisch

Den Leserinnen und Lesern ist dieser Zufall bei der Lektüre dieses Bandes zu wünschen. Denn die Texte von Erika Krumwiede sind mit dieser Möglichkeit ausgestattet: In der Anteilnahme oder in der Abgrenzung das „eigene Gesicht“ genauer zu sehen.

Weil die Texte in der Form und in der Motivwahl so verschieden sind, gibt es keine Leseempfehlung. Allein durch die Seiten flanieren, Texten aus einem Zeitraum von fünfundzwanzig Jahren begegnen und zufällig stehenbleiben, um sich selbst aus einem anderen Blickwinkel wahrzunehmen. Die Überraschung, unterwegs angesprochen zu werden und verwundert zu entdecken: ich bin gemeint. Zufällig.

Heinz Kattner

Erika Krumwiede

Aus dem Nachlass

Auswahl aus unveröffentlichten Texten von 1976 - 2001

Erika Krumwiede

Die weißen Kittel

Prosaminiaturen

*Im Krebs geboren, mit Krebs gelebt,
noch nicht gestorben. E.K.*

SECHZEHN WEISSE KITTEL

UND EINER OHNE

Der ohne bin ich. Ich habe ein Gesicht für alle anderen. Nicht für die sechzehn weißen Kittel. Ob ich mein Gesicht behalte für alle anderen, auch nachdem die sechzehn weißen Kittel mich entlassen haben? Kenne ich selbst mein Gesicht noch oder fürchte ich, daß es sich verändert hat oder verändern wird. Ich bin unsicher geworden, verletzlich – nicht nur an meinem Körper.

Der weiße Kittel, der noch nicht zu den sechzehn gehörte, hatte gewissenhaft gearbeitet. Seine Hände haben getastet aus vieler Erfahrung. Diese Hände kannten meinen Körper und doch übersahen sie. Ein wenig später hat der Körper deutlich gezeigt, daß er heimlich Krankes im Sinn hatte, daß er schnell und gründlich gearbeitet hat. Ich wähnte mich gesichert durch die Hände des weißen Kittels und sah plötzlich in einer Sekunde das Gesicht des Körpers, das ich noch nicht kannte. Es füllte mich aus mit Angst und auch mit großer Ruhe. Ich wußte, der Tod steht vor mir. In einem Augenblick gab er meinem Leben eine andere nicht gekannte Dimension. Jetzt wußte ich, daß ich herausgerissen bin aus Selbstverständlichkeiten, aus Bekanntem, aus Verlässlichkeiten auf mich selbst, aus Eingehen auf Risiken, aus Ungewöhnlichkeiten, die Spaß machen. Jetzt bin ich wie ein neugeborenes Kind, das nichts weiß, erst lernen muß zu leben.

Ein weißer Kittel ist alt. Es ist der, der zuerst gesehen hat, daß Krankes den Körper befallen hat. Auf meine bange Frage antwortet er nur verschleiert, immer und immer wieder. Meine Wünsche werden nur „als ob“ berücksichtigt, damit ja niemand ihm auf die Finger klopfen kann, nicht ich und nicht andere, die über ihm wachen. Sollte er doch den Mut haben, ja oder nein zu sagen. Und die lange Zeit der Überlegung, die er zu dem allen gebraucht. Ich werde nicht mehr zu ihm gehen.

Der weiße Kittel kennt meinen Körper schon länger. Als ich zu ihm gehe, sagt er nur: „Sie sind ganz gesund.“ Seine Stimme klingt ein wenig gereizt. Ich spüre ihm ab: meine Zeit ist kostbar, was willst du hier noch? Ich weiß, daß ich schon morgen unter das Skalpell muß. Er weiß es nicht. Ruhig sage ich es ihm. Kein Echo, kein Erschrecken, keine Verteidigung. Nur Leere.

Dann eine routinemäßige Untersuchung mit vielen Ratschlägen, die mich müde machen. Hat er nichts gemerkt von dem absurden Spiel zwischen ihm: „Sie sind ganz gesund“ und mir: „Ich habe eine tödliche Krankheit.“ Ich gehe nach Hause und bin verwundert.

Manche der weißen Kittel sprechen in Schleiern mit mir. Haben sie Angst, daß ich laut weine? Das können sie wohl nicht ertragen. Merken sie nicht, daß ich schon längst weiß. Ein Kittel fordert mich auf, vor allen anderen, die da warten, in einen nächsten Raum zu gehen und die Tür zu schließen. Alle, die da sitzen, horchen auf: schon wieder einer, den es trifft. Schleier werden ausgebreitet, Ungenauigkeiten mitgeteilt, um Hoffnung zu geben. Aber gerade sie nehmen die Hoffnung. Ich weiß ja schon längst, und doch kann ich es nicht begreifen. Als ich wieder rauskomme, treffen mich mitleidige Blicke. Soll das jetzt so weitergehen? Soll ich von jetzt ab draußen sein, von Blicken verfolgt, die sagen: wie gut, daß ich es nicht bin!

Noch ein weißer Kittel macht mir verschleiert Hoffnung: „Wir werden Sie vielleicht ein wenig verletzen.“ Er sagt es, weil ich meinen Freunden so begegnen will wie immer: unverletzt, nicht verändert, unbefangen. Nur einer, der mit den zarten Händen, die das Skalpell führen, schüttelt den Kopf, sagt eindeutig und kurz, nachdem er getastet hat: „Ich werde Sie verletzen, so wie Sie es nicht wollen.“ Wenn ich aufwache werde ich wissen, ob der Tod in meinem Leben anwesend ist - so wie vorher nicht.

Die weißen Kittel haben kein Gesicht, alle sechzehn nicht. Nur hin und wieder, wenn sie verlegen sind, werden sie gewichtiger. Nur hin und wieder fragen sie anders als nach den Teilen des Körpers. Aber alle sechzehn haben Hände. Ob die Hände die Gesichter sind? Nur von einem der sechzehn sind sie mir aufgefallen. Der Kittel ist mächtig und ehrfurchtgebietend. Die Hände sind ganz anders: fast zart, fast unsicher, fast dunkelrot. Und eben diese Hände führen das Skalpell. Sie nehmen Teile des Körpers und schmeißen sie in den Abfall, als wenn sie nicht dazu gehörten. Führen diese Hände ein doppeltes Leben? Eins, das zum weißen Kittel gehört und eins, das den weißen Kittel haßt, das streicheln möchte statt zu schneiden, das behutsam ist nicht nur mit anderen auch mit sich, das Mut hat, auch anderes über den Körper zu sagen als die anderen fünfzehn Kittel. Warum macht sich nicht dieser eine auf, um das Skalpell abzuschaffen, was schon seit der Sintflut überfällig ist? Warum läßt er nicht den klugen Körper klug sein? Vielleicht,

weil der weiße Kittel doch viel mächtiger ist. Viele sagen: „Gut, daß das Skalpell da ist, sonst wärest du nicht mehr.“ Darüber wird vergessen, daß der Körper klug ist. Zu einfältig und schnell wird gehandelt, zu wenig geforscht nach den Kräften des Körpers. Er kann Krankes schaffen und neue, ganz andere Qualitäten wachrufen, die über die gewesene Gesundheit hinauswachsen. Weiß der Mann mit den zarten Händen das nicht? Doch er weiß es. Er sagt es nur mir. Nicht den anderen weißen Kitteln, sie würden lachen. Das fürchtet er ein wenig, vielleicht auch ein bißchen mehr.

Die weißen Kittel haben gesagt, daß ich meinen Körper behüten muß. Kein Messer darf ihn schneiden, kein Insekt darf ihn stechen – jede Mücke wird zum Ungeheuer. Es könnte für meinen Körper gefährlich werden. Es könnte sein, daß er nicht mehr weiß, wie er damit umgehen soll. Der kluge Körper soll das alles nicht mehr wissen? Ist er seiner Klugheit beraubt? Die weißen Kittel bringen auch das fertig.

Der weiße Kittel lächelt als er sagt: „Haben Sie Ihr Gleichgewicht wiedergefunden?“ Ich stutze. Habe ich es denn verloren? Ein Teil von mir liegt im Abfalleimer, ein Teil, das mich als Frau ausmacht. Ich lächle: das kann es doch nicht sein? Ich sehe ihn an, er sieht mich an. Ich schweige. Sein Gesicht sind jetzt Hände. Er wartet, fragt nicht noch einmal. Er sieht mein Gesicht und weiß. Aber da ist ein anderer weißer Kittel. Ich kenne ihn auch ohne den weißen Kittel. „Ich habe nicht antworten können“, sage ich ihm und weine. „Ich habe verstanden und doch vielmehr nicht verstanden.“ Da antwortet er, laut, ohne den weißen Kittel könnte er das leise Weinen nicht ertragen.

Mit einem der weißen Kittel habe ich am meisten zu tun. Zwanzig mal muß ich mich in seine Hände begeben. Zwanzig mal stürzen unsichtbare Pfeile in meinen Körper, und ich weiß nicht, was sie anrichten. Kaum ein Wort fällt in dieser unheimlichen Atmosphäre. Rotes Licht: Verbot für alle anderen – für mich Gebot. Und das Gemetzel beginnt. Bilder schmücken die Wände des Raumes, in dem ich liege – allein. Durch ein Fenster, das ich im übergroßen Spiegel sehe, beobachte ich den weißen Kittel, eigentlich sollte es umgekehrt sein. So geht es zwanzig Mal bis zur Erschöpfung, auch für meinen Körper. Ob er noch reden kann, so wie früher? Er ist nicht nur klug, sondern auch gut. Trotz all diesem ist er immer wieder da, manchmal ein wenig weniger, manchmal ein wenig mehr. Und der weiße Kittel ist eigent-

lich leer. Er macht das, was getan werden muß: die Pfeile einstellen und verschwinden, weil rot leuchtet. Ungesagt heißt das: „So werden Sie leben können“. In Klammern: „vielleicht auch nicht.“ Noch ein Angebot: „Viele Teile Ihres Körpers kann ich erneut prüfen mit Apparaten aller Art.“ Aber auch jetzt wieder: heute ist alles gut. Schon morgen kann der Körper es sich anders überlegen.

Vier weiße Kittel sind besonders schlimm. Sie richten kein menschliches Wort an mich. Ich liege da mit nacktem Leib, dessen Inneres im Bild zu sehen ist. Ich erhalte nur lauter Befehle, und sie reden, als wenn ich nur aus Teilen bestünde, als wenn ich selbst gar nicht da wäre. Sie unterrichten sich gegenseitig, lange. Das Bild haben sie so gestellt, daß ich es nicht sehen kann. Gemein, mein Inneres zu sehen und vor mir zu verbergen.

Ich fange an, zornig zu werden. „Laß sie reden, bis sie fertig sind. Wer weiß, was sie sonst unterlassen“, sage ich zu mir. Dann: „Sie hätten mich auch mal gucken lassen können!“ Sie hören den zornigen Ton, das sind sie nicht gewohnt. Sie stutzen. Einer von ihnen: „Das geht nicht, dann müßte ich mich hier hinlegen.“ Ich: „Das wäre doch gut.“ Ich lächle dabei. Es wird nicht erwidert. Dann schmeißen sie mir Tücher hin. Damit soll ich meinen Leib vom Gelee befreien. Fette Massen haben sie darauf getan. Ich wische und wische. Es nimmt kein Ende. Jetzt befehle ich: „Mehr Tücher...“ Widerwillig wird mir bewilligt. Ich bin noch immer zornig. Da erscheint ein kleiner weißer Kittel. Mein halber Name wird genannt in der Meinung, daß ich reagiere. Ich reagiere auch. Meine spitze Frage: „Meinen Sie mich mit meinem ganzen Namen?“ ruft erneut Ärger hervor.

Was bilden sich die weißen Kittel eigentlich ein, wo sie doch noch vor der Sintflut sind mit ihren komplizierten Geräten, und alle Körper ihnen ein Schnippchen schlagen, weil sie noch viel komplizierter sind.

Einer der weißen Kittel kann auch nur meinen halben Namen behalten. Lateinische Wörter für alles, was mit meinem Körper zutun hat, kennt er auswendig, aber meinen ganzen Namen kann er nicht behalten, für ihn wohl auch belanglos. Ich habe Lust, auch seinen Namen halb zu nennen. Das geht bei ihm gerade so gut.

Warum weiß der weiße Kittel, der mich zwanzig Mal gesehen hat, nichts davon, wie es ist, ein neues Leben zu beginnen? Warum weiß er nichts zu

tun, wenn die unsichtbaren Pfeile sich in meinen Körper stürzen, und ich ausgeliefert bin. Eigentlich muß er doch wissen, daß die Haut eine linde Hand braucht, das Ohr ein warmes Wort, das Auge einen guten Blick. Die dorthin reichen, wo die Pfeile sitzen und noch viel tiefer, die eher versprechen: „So wirst du leben können. Ich glaube es.“ Ich bin so neu, so verletzlich, so angreifbar geworden. Der weiße Kittel hat nur ein Wort für mich: „Sie waren aber sehr tapfer.“ Hat das Wert fürs neue Leben? Wohl kaum. Ich finde nur ein müdes Lächeln.

Ich bekomme eine blaue Karte mit Terminzahlen, um erneut in Kontakt mit dem weißen Kittel zu kommen, der die Pfeile verwaltet. Die Zahlen und Buchstaben auf der Karte machen mich stutzig. Die Schrift ist zierlich und schön. Ist er vielleicht ein ganz anderer als er so tut? Ist er vielleicht genauso hilflos wie ich und erwartet von mir das, was ich von ihm erwarte? Das wäre seltsam. Ob ich ihm sage, daß mir seine Schrift gefällt? Ich werde wagen, in den leeren Kittel zu gucken, in dem Hände stecken, die zierlich und fein schreiben, und die verzichten auf großspurige Zeichen.

Einer von den sechzehn weißen Kitteln ist mir zugetan. Er schlängelt sich zwischen die fünfzehn anderen. Er will alles wissen über mich. Nicht nur die Teile, das Ganze will er wissen. Sein weißer Kittel ist nur ein Vorwand. Er denkt jenseits des weißen Kittels auch im weißen Kittel. Ihn brauche ich mit und ohne Kittel. Er ist hart mit Kittel und weich ohne Kittel. Wie gut, daß er da ist. Er wiegt fünfzehn weiße Kittel auf. Ich vertraue ihm und weiß doch, was ich will. Nichts hält mich ab, ihm das zu sagen. Er ist alt. Für mich nicht, für mich ganz neu.

Noch einmal muß ich zu dem, dessen Kittel leer ist. Er will sehen, ob alles in Ordnung ist, ob ich entlassen werden kann, so meine ich. Aber da begegnet mir ein neuer weißer Kittel, den ich noch nicht kenne. Es sind kluge Hände, ich spüre es, Frauenhände. Sie tasten sorgfältig. Ich hole sie aus der Reserve. Wir sprechen hin und her. Sie macht Vorschläge, ich mache Vorschläge. Und doch sagt auch sie, daß ich mich erneut einem Apparat überlassen soll. Ich entziehe mich. Soll es kein Ende nehmen? „Wenn Sie etwas finden, können Sie doch nichts machen.“ „Doch, wir können.“ Ich frage nicht. Ich bin so weit weg.

Ich gehe fort und weine: „Nicht mehr, nicht mehr.....

Laßt mich in Ruhe. So wie ihr denkt, ist das neue Leben wohl nicht gemeint.“ Ich gehe auf den Friedhof mit all den vielen Blumen, den vielen Namen, die gelebt haben, deren Gesichter ich nicht kenne. Ein Grab geht mich unmittelbar an. Aber ich gehe weiter, noch lebe ich. Einen kleinen Schritt habe ich im neuen Leben getan – allein.

Ratschläge, immer wieder Ratschläge: es könnte sein... Wir wissen nicht genau... besser ist... Sie sollten doch... und immer abseits von den anderen, auf Fluren oder Treppen. Aber auch: „Es sieht alles sehr gut aus.“ Der Kittel verschwindet, das Gesicht kommt zum Vorschein und erzählt: „Ich habe einen Ort der Ruhe, sonst könnte ich das hier nicht ertragen.“ Ich ahne, nicht nur ich bin verletzt, der andere erlebt es täglich mit. Ob der weiße Kittel ein Kleid ist, das gut ist, weil es nicht zulässt, daß jeder dahinter sehen kann? Ich merke, daß ich diesem Gesicht zugetan bin.

Und wieder die Pfeile, noch sieben Mal nach vielen Tagen. „Es muß sein, sonst sind die zwanzig umsonst.“ Was geschieht mit mir? Werden meine Tage um jeden Pfeil kürzer? „Wir bestrahlen nie umsonst.“ Wohin aber geht das Umsonst? Noch sieben mal – jetzt nur noch einmal.

Mir geht es gut. Ein weißer Kittel hat gesagt: „Es ist alles gut. Sie können wieder ganz gesund werden. Rechnen Sie damit.“ Ein anderer Kittel hat dazu nur einen kurzen unwilligen Räusper: „Es ist Unsinn, so etwas zu sagen.“

Ein ganz eifriger Kittel will dies und jenes machen mit mir, immer wieder. Es ist da etwas, was er noch nicht kennt. Seine Neugier ist ganz wach. Er ist freundlich und klärt auf. Aber sein Interesse geht über mich hinweg. Ich werde auf Tische gelegt, durch enge Röhren geschoben. Signale werden gegeben: rot-gelb-grün - atmen – nicht atmen – weiter atmen - weiter geschoben von Maschinenhand. Die Zeit läuft ins Unendliche. Der Raum ist ein Maschinenraum, nur ich lebe darin. Die Kittel sind hinter dem Fenster. Danach wieder Ratschläge auf dem Flur: „Es könnte sein...“ Und bei dem allen soll ich unterschreiben: von Hunderttausend stirbt einer oder zwei.

Wieder der weiße Kittel mit den zarten Händen sagt lange hinterher, fast heimlich, weil es sonst wohl niemand hören darf: „Wechseln Sie, was Ihnen vertraut war, wenn sie nach Hause kommen. Es könnte sein, daß es sonst

Schaden bei Ihnen anrichtet.“ Er wartet auf ein verwundertes Lächeln von mir. Ich aber verstehe mehr als er denkt. Ich horche und werde verändern, was so lange feste Plätze hatte.

„Es ist alles in Ordnung“, sagt der, der den weißen Kittel als Kleid trägt. Wir reden von ihm und mir, nicht von krank und gesund. In mir breitet sich etwas aus, das wohl tut und anders ist als das Kümmeren um meinen Körper. Seine Hände berühren mich leise und gut. Sie begleiten mich. Mit ihm werde ich reden: „Wie kann es sein, wenn der weiße Kittel sein muß, weil der eine einen kranken Körper hat – und beide Gesichter haben, voneinander wissen?“

Einer der weißen Kittel wird mich lange begleiten. Der, der mich ganz gesund wähnte. Für Jahre macht er ein Programm für mich, fein säuberlich eingeteilt. Ob der Körper wohl lacht darüber? Ob er gute Miene zu bösem Spiel macht? Das Programm lasse ich wohl Programm sein und werde meinem Körper vertrauen.

Aber heute habe ich mit dem weißen Kittel anderes gesprochen. Der Kittel fiel langsam ab und ein Gesicht kam zum Vorschein.

Ich arbeite in meinem Beruf wie vorher als ich noch nichts wußte von alledem, was mein Körper sich ausgedacht hat und die weißen Kittel dazu. Ich freue mich, daß es so ist wie früher. Und es ist doch nicht so. Manchmal möchte ich allen ins Gesicht schreien: „Ich habe eine todbringende Krankheit, bedenkt das!“ Aber sie wissen ja nicht. Ein ander Mal bin ich froh, daß sie nicht wissen. Sie wähnen mich gesund und wundern sich über meine Kraft.

Aber immer geht die Krankheit neben mir, ganz dicht. Ob das jemals aufhören wird? Warum verändert sie mich so wenig? Müßte ich nicht ganz anders geworden sein? Ich finde das veränderte Gesicht nicht. Manchmal meine ich, es zu spüren.

Bald muß ich wieder unter Apparate, die auf mich zukommen, geführt von unsichtbarer Hand.

Und weiße Kittel befinden über mein Befinden – wie lange.

DIE WEISSEN KITTEL GEHEN

WEITER MIT

Ich sitze in einem Zimmer, das mir fremd ist. Vier Wochen soll ich hier bleiben. „Es ist gut, solch eine Zeit wahrzunehmen, damit Sie neu eingestellt werden, damit Sie mit Ihrer Krankheit besser umgehen können“, so sagt einer der weißen Kittel. Er hofft, daß es mir gut tut. Ich bin gewillt, mich auf vieles einzulassen, aber nicht auf das, was meinem Körper widerspricht. Was werde ich erfahren von den weißen Kitteln hier, die mich gar nicht kennen und auch nicht kennen werden nach den vier Wochen. Zu kurz ist die Zeit.

Das oberste Gebot der weißen Kittel ist Routine. Und wenn ich frage, bekomme ich die Antwort: „Man weiß nicht. Wir können nur das tun, was für jeden gleich gut ist, egal wo seine Krankheit sitzt.“ Ich bin enttäuscht, immer wieder enttäuscht. Aber ich lese – lese. Es gibt doch etwas, das gewusst wird für diese tödliche Krankheit. Aber das wissen nur die mit zerfetzten Kitteln, die sich abseits gerettet haben vor den tadellosen, fleckenlosen, sauberen weißen Kitteln. Ich begreife. Für mich sind die zerfetzten Kittel klüger. Sie wissen mehr und wagen viel mehr. In diesem Haus, wo ich jetzt bin, verstecke ich die gelesenen Bücher. Nur heimlich gebe ich sie weiter. Nur heimlich rede ich mit diesem und jenem. Nach vorn aber frage ich die korrekten weißen Kittel: „Kennen Sie den, der forscht in dieser Krankheit, der hat neues entdeckt?“ Es wird nur mit dem Kopf geschüttelt. „Haben Sie Bücher, die korrekte weiße Kittel geschrieben haben für mich und meine Krankheit?“ „Ich muß gucken.“ Sie sind für den weißen Kittel wohl nicht gegenwärtig. Wieso will der Patient wissen? Das steht ihm doch gar nicht zu. Er wird sowieso nicht begreifen.

Nebenan ist ein Haus mit einem zerfetzten Kittel. Ich gehe hin, um zu erfahren. Er redet über all das, was wir essen können und was dem Körper gut tut. Ich merke, wie viel ich nicht gewußt habe. Alle meine Fragen in der langen Zeit vorher wurden von den korrekten weißen Kitteln nur lakonisch beantwortet: „Essen Sie, was Sie immer gegessen haben. Es gibt keine Besonderheit für diese Krankheit.“ Ich glaube ihnen nicht. Erst der zerfetzte Kittel macht mich aufmerksam. Er weiß anderes zu sagen. Er weiß es so zu

sagen, daß ich es verstehe und die anderen alle, die auch krank sind. Warum haben die tadellosen Kittel Angst, daß wir zuviel wissen könnten? Unser Körper ist doch so voller Geheimnisse, daß selbst die weißen Kittel nur einen Bruchteil wissen. Und wohl nie wird der Mensch alle seine Geheimnisse hergeben. Wohl nie wird der Mensch erfahren, wer der Mensch ist, die weißen Kittel schon gar nicht.

Viele von denen, die sich hier im Haus eine Weile aufhalten, wissen, wo der Kummer sitzt, der einen neuen Kummer hervorgebracht hat, diese unfäßbare Krankheit. Aber die weißen Kittel lächeln nur über so ein Wissen. Denn dann müßte wohl etwas ganz anderes geschehen als Wassertreten nach Befehl oder ähnliches.

Eine Frau ist hier, die nicht nur am Körper krank ist. Sie geht unbeweglich kleine Schritte, hängt sich an ihren Mann, macht nichts ohne ihn. Als er fortgefahren ist, legt sie sich ins Bett und erscheint nicht mehr. Depressionen nennt man ihre Krankheit. Wer kümmert sich um sie? Wer sagt ihr: „Du mußt aufstehen!“ Wohl niemand, so habe ich den Eindruck. Niemand weiß genau. Aber alle, die es mit ansehen, belastet es. Und die weißen Kittel sehen zu: „Wir sind nicht dazu da, kleine Geschichten zu erzählen zur Aufmunterung.“ Und dann kommt ihr Mann und holt sie. „Sie gehört nicht hierher“, so sagt man untereinander. Ich sehe den Mann auf dem Flur. Er hat ein schönes Gesicht. Aber es ist so gehetzt von dem Wissen um seine Frau. Ich bin erschrocken und hilflos. Sind wir so ohnmächtig untereinander?

Ich gehe ins Wasser mit den anderen, um uns nach Befehl zu bewegen. Ehe die Befehle kommen sprechen wir über Sterben. „Wir wollen noch nicht sterben.“ „Ich aber.“ „Heute schon?“ „Heute noch nicht.“ „Und was nehmen Sie mit?“ „Mich selbst.“ Ich zeige auf mich. Und dann wird gelacht über Kränze oder keine Kränze am Grab. Aber Wahrheit leuchtet durch. Wir alle wissen um den Tod, mehr als damals, als wir noch gesund waren. Eine sagt: „Ich will keine Bücher über den Tod lesen.“ Und sie denkt an ihren Mann. Zwanzig Jahre ist er schon tot. Aber die Wunde hat sich noch nicht geschlossen. „Was ist das für ein Leben?“ denke ich. „Zwanzig Jahre mit unverbundener Wunde, und die weißen Kittel merken es nicht oder sehen zu.“ Und dann kommen die Befehle: Arme an die Stange, Beine hoch und Radfahren im Wasser. Erhoffen die weißen Kittel dadurch Heilung oder tun sie nur so als ob?

Ich sitze im großen Saal mit allen, die sich hier vier Wochen aufhalten so wie ich. Ich sehe von Tisch zu Tisch. Es wird laut geredet, gelacht, untereinander leise geredet: „Haben Sie gesehen, die da ißt wieder so viel – Haben Sie schon gehört, der da... und erst mal der da, der ist schlimm dran.“ Blicke wandern umher. Getuschel hinter vorgehaltener Hand und lautes Gelächter, und ich lache mit. Aber dahinter sehe ich den Totentanz, der hier getanzt wird. Einer zittert beim Essen, weil er weiß: „Es dauert nicht mehr lange.“ Ein anderer schäkert und abends klettert er betrunken in sein Zimmer, jeden Abend, so weiß man. Er weiß selbst, wie es um ihn steht. Er ist noch jung. Eine riecht aus dem Mund als wenn sie innerlich schon verfault wäre. So tanzt jeder seinen Totentanz schweigend in diesem Haus, die Hand vor den Lippen, und ich tanze mit. Die weißen Kittel gucken zu. Anders könnten sie es vielleicht gar nicht aushalten. Sie grüßen loyal, um zu verdecken – vielleicht.

Ich bin traurig. Der Totentanz wird getanzt, und geredet wird, als ob nichts geschehen sei. Belanglos, nichtssagend oberflächlich wie überall in der Welt. Sind es Menschen, die wo anders herkommen als ich, oder sind fast alle so? Fragen sie nicht danach, warum sie leben? Ich bin ratlos. Habe ich Gedanken, die nicht in diese Welt passen, die umsonst sind?

Wir sitzen bei Tisch. Mit gegenüber die Frau, die so gern eine scharfe Zunge über andere hat, sagt plötzlich: „Ich schäme mich. Ich habe häßlich über den da geredet und weiß doch nichts über ihn. Ich schäme mich auch vor mir selbst.“ Am liebsten möchte ich sie umarmen. Ich weiß plötzlich, meine Gedanken sind nicht umsonst. Egal woher diese Frau kommt, sie ist klug, sehr klug.

Ich bin mit ihr in eine Ausstellung gegangen. Ungewöhnliches ist zu sehen, zu erleben, auch für mich, wo ich doch schon oft an solchen Orten war. Sie will wissen, viel wissen. Sie sagt nicht einfach: „Das ist alles Unsinn, weil ich es nicht verstehe.“ Über mich sagt sie: „Sie sind begierig, saugen alles auf, sind neugierig“ und macht dabei eine Gebärde, so treffend. Besser hätte sie es gar nicht sagen können. Sie hat mich verstanden, und ich bin sehr erstaunt, überrascht. Eine sehr kluge Frau, egal woher sie kommt. Heute reden wir weiter über Kunst und unser Erlebnis von gestern. Sie erzählt den anderen. Ich höre gespannt zu. Wie sie erzählen kann: plastisch – voller Leben – so erfüllt von dem, was sie sah – genau - treffend. Woher weiß die Frau das alles, woher kann sie so etwas? Sie ist doch eine, die geringschätzig von den

anderen angesehen wird, weil sie aus einer weniger angesehenen Schicht kommt. Ich aber weiß, sie ist klug, klüger als alle, die die Nase rümpfen. Ich weiß, immer wieder wird es solche Menschen geben, egal woher sie kommen. Ich lache, stehe am Fenster und lache. Wie gut, daß ich sie kennen gelernt habe.

Im Bewegungsbad geht es weiter über Kunst. Da redet man anders: „Das von heute, was soll das? Ich will auf dem Bild erkennen können, will mich dran freuen, will es ins Wohnzimmer hängen. Die von heute kann man nicht in der Wohnung haben.“ Ich merke, daß sie nicht gesehen werden, denn in den Fluren hängen die von heute, viele. Als ich frage, weiß man nicht davon, hat nicht gesehen. Was sollen dann die Bilder an der Wand? Ein weißer Kittel hat sie aufgehängt. Als ich ihn frage, sagt er: „So habe ich gedacht damals. Heute liebe ich andere – weiche, harmonische, heile.“ Hat er ein wenig seine Kraft verloren? Ist er älter geworden? Er deutet so an. Ich frage nicht weiter.

Heute ist Entnahme des Blutes. Wir sind verunsichert: Jedes Mal andere Werte, mal hoch, mal niedrig. Zu Hause ist es so, hier ist es so. Nach wenigen Tagen ist es wieder anders und immer wieder anders. „Jeden Tag soll nachgesehen werden“, sagt der weiße Kittel. Viele sind ungeduldig, ja sogar empört. „Was soll das? Wem kann man noch glauben?“ Auskünfte werden nicht gegeben. Wir wehren uns: „So bitte nicht.“ Ist vielleicht etwas vertauscht. Es ist krankmachend.

Ich schlage vor, die tägliche Prüfung abzusetzen. Widerwillig genehmigt der weiße Kittel einen Teil meiner Vorschläge. Er ärgert sich bei sich, als bei einer späteren Prüfung alles in Ordnung ist, weil ich selbst gehandelt und auf meinen Körper gehört habe. Warum machen wir es nicht alle so? Warum glauben die weißen Kittel nicht an unser Wissen? Wie wäre es anders, wenn sie und ich gemeinsam handeln würden. Wieviel sorgloser könnte das Leben sein.

Heute ist die letzte Untersuchung. Der weiße Kittel, eine Frau, und ich haben uns immer wieder aneinander geärgert. Ich wünsche mir, daß wir im Einverständnis auseinandergehen. Denn eigentlich mag ich sie. Sie wirkt im und ohne weißen Kittel streng und unnahbar. Aber wenn sie vor mir steht, sendet sie Wärme. Das ist überraschend. Wir haben hitzig miteinander ge-

sprochen – öffentlich aber auch zu zweit. Sie hat gemerkt, daß ich nicht einverstanden bin mit vielem, was sie sagt. Das ärgert sie. Jetzt lenke ich ein, sage ihr ruhig, was ich denke, und warum ich so denke. Sie versteht. Auch sie sagt, was sie denkt, ja sogar, was sie fühlt. Wir sprechen über Sterben, sie und ich. Ich mag ihr sagen, daß die Angst davor mich manchmal überfällt. Dann tastet sie meinen Körper. Sie macht es so sorgfältig wie noch sonst kein weißer Kittel. „Es ist alles in Ordnung.“ Ich bin ganz ruhig, so gehe ich fort.

Heute sitzen wir im Cafe: eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben. Viele auf einmal für ein solches Cafe, an einem Tisch. Aber sie sind es wohl gewohnt. „Das Krebsgeschwader kommt“, sagen sie hinter der Hand. Ich erschrecke. Und ich gehöre dazu. Ein häßliches Wort. Heimlich fühlen wir uns ausgestoßen. Wir sagen es leise untereinander. Am kleinen Nachbartisch sitzen ein Mann und eine Frau. Sie sind noch jung. Sie reden nicht miteinander. Unverwandt sehen sie uns an, aufmerksam, mit großen Augen, sehr lange. Ich wundere mich über sie, sehe immer wieder hin. Hinterher begreife ich: das Krebsgeschwader. Sind wir anders als andere? Es scheint so. Vielleicht sollen wir nicht lachen. Gucken sie wie wir den Totentanz tanzen?

Wieder frage ich den weißen Kittel. Er soll mir viel sagen über die Krankheit, die in mir sitzt. Er wird ungeduldig: „Es gibt Schlimmeres als dieses, Aids nennt man die neue Krankheit.“ Ich weiß, ich soll mich nicht so anstellen. Das ist keine Antwort für mich. Ich will wissen, immer mehr wissen, nicht weil ich weine über mich. Ich will, daß die weißen Kittel anders forschen als bis jetzt. Nicht der weiße Kittel soll erhalten bleiben. Der Mensch, der krank ist, soll leben können, all die anderen und ich. Das soll oberstes Gebot sein und nicht der weiße Kittel.

Manche, die hier eine Weile sind, sagen es laut heraus: „Sie wollen nur Geld, die weißen Kittel. Schon wieder wollen sie ihre Maschinen an mir ausprobieren. Und erst vorgestern zu Hause ist es bei mir gemacht worden. Ich will das nicht. Das tut meinem Körper nicht gut.“ Der weiße Kittel nimmt Abstand. Er läßt sich überreden. All die Menschen, die hier sind, sind nicht mehr so wie früher. Sie gehorchen nicht mehr blindlings den weißen Kitteln. Sie haben ihre eigenen Gedanken. Sie wissen mehr, sagen es untereinander und auch den weißen Kitteln.

DIE WEISSEN KITTEL GEHEN WEITER MIT,

IMMER WEITER

Ich sitze in einem Zimmer, das mir fremd ist, so wie damals. Vier Wochen soll ich hier bleiben, so wie damals. Der Ort ist ein anderer. Die Menschen sind andere. Aber alle haben die tödliche Krankheit – Junge und Alte, Männer und Frauen. Zuerst fallen mir am meisten die Männer auf. Sie krächzen, flüstern, sprechen lautlos oder haben einen Apparat in der Hand, den sie an den Hals drücken. Dann ist ihre Stimme nicht ihre Stimme: blechern, eintönig, eine Maschine. Einer sitzt mir gegenüber. Er holt Töne aus dem Bauch. So sieht es aus. Er nennt es Zwerchfell. Ich verstehe nur mühsam, dann immer besser. Er war im Beruf ein gemachter Mann. Das erzählt er mir. Und nun dieses. Nur die Männer sprechen wie Maschinen, viele. Warum nur die Männer?

Einer sitzt da wie kahlgeschoren, jung, dünn, so dünn, gelb im Gesicht und geht gebeugt von Schmerzen. Einer sitzt an meinem Tisch, der sagt offen heraus: „Ich habe Angst, was wird noch mit mir werden? Vier mal operiert. Einmal ist der Darm rausgezogen, wieder reingeschmissen und da hingelegt, wo er nicht hingehört. Das nächste Mal ist der Darm rausgezogen, wieder reingeschmissen und woanders hingelegt, wo er nicht hingehört. Jetzt liegt er wieder an der richtigen Stelle. Wie lange?“ Und die Frauen kennen das auch und noch anderes.

Eine Frau muß wieder lernen zu essen. Ihr Mund ist aufgeschnitten bis zur Schulter hinunter. Ein Spiegel steht vor ihr auf dem Tisch. Sie sieht hinein, wenn sie ißt, damit sie wieder weiß, was essen heißt. Sie ist noch jung und sie weint. Eine ist so jung wie ein Kind. Eine ist dünn. Die großen Augen fallen fast aus dem Gesicht. Auch sie ist noch jung. Eine Alte ist dick. Ihren Bauch schiebt sie vor sich her. Sie kann ihn kaum tragen. Ob er angeschwollen ist von der Krankheit? Sie hat Heimweh und muß so lange hier bleiben. Und viele Frauen, junge und alte, sind verletzt in ihrem Frausein und sprechen kaum darüber. Eine Frau ist gut gekleidet, sieht gepflegt aus. Man ahnt nichts, wenn man nicht weiß. Sie darf hier fast nichts von den Angeboten wahrnehmen, weil böse Zellen sich in ihrem Körper ausgebreitet haben. Sie weiß es auch. Ihr Gesicht zeigt dieses Wissen an: Wie lange noch?

Die Luft in diesem Haus ist erfüllt von dieser Krankheit, aber es riecht hier wie überall – gepflegt, sauber, angenehm. Gewächse machen die Räume anheimelnd. Sie sind künstlich. Die weite Halle ist überflutet mit Licht, den ganzen Tag. Auch das Licht ist künstlich.

Wohl kaum jemand sagt nach außen, in welchem Haus er sich befindet, weil alle da draußen wissen, was mit diesem Haus ist. Sie drehen sich um, flüstern, wenden sich ab, als ob wir ansteckend wären wie die Pest. Haben sie Angst allein vor dem Gedanken an diese Krankheit?

Ich könnte von Tisch zu Tisch gehen in dem großen Saal, in dem gegessen wird und jedem ins Gesicht sehen: wie lange noch? Überall sind Strohhalme, nach denen gegriffen wird, die Halt versprechen. Jeder kennt wohl so einen und er weiß, daß es ein Strohalm ist.

Einer, den ich mag, kommt von weither – meinetwegen. Ihm sage ich offen, er wird mich verstehen. Er weint als er hört, warum ich hier bin. Das Zerfetzen meines Körpers hört er. Ich bin in seinem Innern immer heil. Auch jetzt. Ich bin froh. Vielleicht ist heil etwas, das nicht verloren geht.

Wie ist es mit dem Leben hier auf der Erde und danach? Ich spreche mit meinem Tischnachbar. Wir können immer besser miteinander reden. Er will alt werden und sanft sterben, weil danach nichts mehr ist. Dahinter aber höre ich Sorge, ja Angst: habe ich die Garantie? Eine war eigentlich nicht mehr am Leben. Jetzt sitzt sie wieder da an unserem Tisch. Sollte ihr Leben noch nicht zuende sein? Sie redet belangloses Zeug. Wofür ist die Krankheit eigentlich da? Ich frage bei mir. Wann werde ich es wissen? Ich bin unruhig. Werde ich es jemals wissen? Aber es ist doch lebensnotwendig. Jedenfalls für mich.

Blut wird gezapft immer und immer wieder. Buchstaben und Zahlen erscheinen, die Aufschluß geben, wie es mit mir steht. Und auch jetzt wieder gründliche Erklärungen über Geheimnisse des Körpers, daß die Zahlen und Buchstaben nicht mehr Hieroglyphen sind. Wir sollen Bogen ausfüllen, wie wir uns fühlen: froh oder traurig, teilnahmslos oder teilnahmsvoll ... sündig oder rein. Ich muß lachen. Eine dumme Frage. Was hat Sünde damit zu tun, wenn wir Körner essen? Allmählich begreife ich: „Heute habe ich gesündigt.“ Oft wird es gesagt: die Torte, die Wurst, die Schokolade.....

Der weiße Kittel, der hier der oberste ist, wird dieses Haus verlassen. Viele bekommen Angst: wie wird es weitergehen ohne ihn? Werden dann die tadellosen, korrekten Kittel hier einziehen, und die Wege werden auch hier üblich? Und die Angst wird größer?

Die weißen Kittel oben unterrichten uns, was gut ist zu essen. Dieses viele Trinken und wenige Essen. Und manchmal eine Weile nur Körner. Und der Arzt zu Hause hat doch gesagt: „Essen Sie ja keine Körner.“ Aber es tut gut, so zu essen. Ich werde klüger. Wie wird es dann zu Hause sein? Gute Vorträge sind nicht gut. Ob ich etwas anderes finde?

Unten im Keller sind die mit den Kitteln, die ausführen: Freundliche und Unfreundliche so wie oben. Einer ist besonders gut. Er ist für meinen Rücken da. Mit seinen Händen fühlt er die Stellen, die es nötig haben. Behutsam und doch bestimmt arbeiten seine Hände. Ich frage ihn, und er redet Dinge mit mir, die ich noch nicht gehört habe. Die helfen mir, die verschlungenen Wege, die diese Krankheit fordert, zu gehen. Das Gestrüpp wird durchsichtig, und ich kann entscheiden, wo ich gehen werde. Er ist noch jung. Woher weiß er das alles nur? Ich denke, daß er weise ist. Er weiß nicht nur, was dem Rücken gut tut, er weiß auch für die Seele.

Die weißen Kittel? Es gibt viele hier. Die Ausführenden und die Verordner. Die Freundlichen, Offenen, Mitteilsamen und die Unnahbaren, Kühlen. Jedenfalls decken sich die beiden Gruppen nicht. Hier lerne ich viele mit zerfetzten Kitteln kennen. Ob manche von ihnen nur so tun, weiß ich nicht. Auf jeden Fall wird hier anders gehandelt als bei den korrekten Kitteln. Wir hören viel über unseren Körper, über unsere Seele, über Wege, die wir gehen können, um leben zu können. Jeden Tag können wir in Räume gehen, um zu hören. Wo anders habe ich das noch nicht erlebt. Fragen werden beantwortet und die Antworten auch gewußt. Aber dahinter wird auch eine Antwort gesagt: „Wir wissen wenig, und Ihr Körper ist gezeichnet.“ Diese Antwort ist von Kitteln gesagt, die forschen wie sonst nicht geforscht wird, und diese Antwort ist ehrlich. Wir spüren, daß dahinter Mühe steht, Sorge, Einwilligung auf Verletzungen von den tadellosen Kitteln, die woanders forschen, nicht hier. Die Kittel hier begleiten uns sorgfältig. Ein weißer Kittel hat allerdings Mühe. Er entzieht sich den Antworten. Vielleicht ist das einer, der nur so tut als ob. Hinterher höre ich es so über ihn. Er bekommt Urlaub und

ein anderer ist da. Der gibt Auskunft, die mir hilft. Der spricht von Mensch zu Mensch. Der scheut sich nicht, auch von sich zu sprechen. Das gefällt mir und tut gut. Ich bin nicht nur Patient.

Ich gehe mit einer alten Frau, jeden Tag. Wir gehen lange, weil es so gut für uns ist. Der Wald ist schön. Bunte Blätter in Hülle und Fülle: rot, gelb, grün, manchmal auf einem Blatt. Das Laub raschelt unter unseren Füßen. Wir genießen unser Kindsein wieder. Wir sitzen auf Bänken, sehen Berge, Täler, Felder, Flüsse, Himmel, finden Äpfel und sind ausgefüllt von der Luft, die anders ist als in dem großen Haus. Ob wir hier gesund werden? Ich zeige auf einen hohen Berg: „Da müßten wir mal hinwandern.“ Wir lachen beide: unmöglich. Eines Tages aber ist es ein Leichtes für uns. Wir staunen: das Unmögliche ist möglich geworden. Wir können es eigentlich gar nicht glauben. Ein Haus ist umrahmt von tausend und abertausend Blüten. In Kübeln stehen altmodische Blumen mit starken Stämmen. Sie tragen diese abertausend Blüten. Wir gehen oft zu diesem Haus und können uns nicht sattsehen.

Die kleine alte Frau mit den hellen Augen, die eigentlich immer staunen, wartet vergeblich auf Rehe und Vögel. Jeden Tag singt sie ihr Klagelied. Sie will wandern, wandern, wandern: „Morgen kann es regnen,“ sagt sie jeden Tag. Aber der Regen wartet. Von Krankheit sprechen wir nur ab und zu. Der Wald ist ja so schön. Die Sonne ist wie im Sommer. Blätter fallen und die kleine Frau sagt: „Es ist als ob es schneit.“ Ein Baum hat kleine braune Zapfen. Da sagt sie: „Wie lauter Perlen.“ Ich lache: „Sie sprechen in Bildern, schönen Bildern. Wenig Menschen können das.“ Sie freut sich, daß wir zusammen gehen. Sie will keinen Kuchen und keinen Kaffee wie die anderen. Manchmal ist sie unruhig: bleibe ich ihr auch treu? Mir tut das Wandern mit dieser kleinen Frau gut, die nicht schwierig denkt und ihr Leben erzählt – nur manchmal. Dann sagt sie: „Ich habe heute zu viel gequatscht.“ Ich wundere mich, daß sie es empfindet und so sagt.

Die weißen Kittel sind eigentlich weit weg. Heißt das, daß diese hier mir gesagt haben, was nötig ist für mich? Werde ich wieder gesund sein? Wohl kaum. Alle hier wissen, über Nacht kann alles Schlimme wieder da sein, und die weißen Kittel sind wieder gefragt. Sie werden wohl die ständigen Begleiter sein.

DIE WEISSEN KITTEL GEHEN WEITER MIT

IMMER WEITER; IMMER WEITER

Wieder sitze ich in diesem Haus, wie damals, in dem so viele eine Weile leben, die einen kranken Körper haben, wo weiße Kittel zu Hause sind, die wie Schemen vorbei gehen. Die kleinen weißen Kittel aber haben freundliche Gesichter, kleine Lachfältchen. Ich kann mit ihnen heiter sein, sie sogar fragen, wie es ihnen geht. Sie wundern sich, daß auch sie einmal nach ihrem Namen gefragt werden und nicht nur immer Auskunft geben müssen und Befehle erteilen.

Ein weißer Kittel, eine junge Frau, hat Antwort. Sie denkt anders über die Zeit als die anderen weißen Kittel. Sie dehnt sie aus. Und Ruhe ist da, um über viele Dinge zu reden nicht nur über den Körper. Auch über das Sterben, das in diesem Haus sonst nicht ausgesprochen wird, weil hier der Tod sich seßhaft gemacht hat. Aber alle spüren ihn. Sorgfalt ist in den Händen dieses weißen Kittels. Der Körper hat bei ihr auch seine Zeit. Es ist gut so. Ich bin bei ihr Mensch, nicht nur Patient.

Die großen weißen Kittel regieren, bestimmen die Zeitabläufe und zerstören den sorgfältig geplanten Tag, weil sie denken, daß sie die Herren der Zeit sind. Sie sind schwer zu ertragen, und doch kreisen die Gedanken all der Vielen, die auf Gesundung warten und oft nur belanglose Antworten bekommen, um die weißen Kittel. Enttäuscht warten sie immer wieder, um eine neue Enttäuschung zu erfahren. Ein grausames Spiel.

Die weißen Kittel entfernen sich immer mehr. Manchmal fühle ich mich allein gelassen und hilflos. Angst überfällt mich.

Vieles hier ist wohltuend, das Gehen in den Wäldern und immer wieder das Gehen mit denen, denen es so geht wie mir. Wir lachen, wir reden Ernstes und Heiteres. Das Gesicht jedes Einzelnen wird deutlicher, und der Tod wird leiser.

Auf einer Straße sagt mein Körper plötzlich „nein“. Wie gut, daß ich von den anderen gehalten werde. Und wieder sind die weißen Kittel da, besorgt

und fürsorglich. Die Angst, die eine Weile geschlafen hat, ist wieder hellwach. Und jetzt weiß ich besser als die weißen Kittel, was mit mir ist. Ich bin ganz ruhig. Ich weiß: der Kampf wird immer und immer wieder gekämpft werden. Ob jemand neben mir ist, der diesen Kampf auch kämpft? Ich glaube ja.

Ich weine manchmal ungesehen. Die Menschen, die hier versammelt sind, sind alle gezeichnet. Bei manchen ist das Zeichen verborgen, bei manchen liegt es offen zutage, bei manchen ist es nur hörbar: spricht da ein Roboter? Ich sehe und höre. Der Mann an meinem Tisch erzählt betroffen: „Da sitzt einer im Rollstuhl. Er hat keine Wangen mehr, nur einen Schädel. So möchte ich nicht leben.“ Der das sagt sieht aus wie das blühende Leben, stark und kräftig. Aber er weiß: vielleicht sehe ich auch einmal so aus. Schon oft wollte er diesem Leben ein Ende machen. Aber seine Frau sagt nein. Ganz tief im Herzen sieht er vielleicht schon jetzt so aus wie der im Rollstuhl. Vielleicht muß er deswegen immer unterwegs sein. Nicht nachdenken.

Ich sage am Tisch beim Essen: „Was ist besser – viel essen, dick werden und früh sterben oder wenig essen, schlank sein und lange leben?“ Das sage ich, weil wir jeden Tag Verzicht üben müssen an einem gedeckten Tisch. Die Frau mir schräg gegenüber antwortet: „Die Sorge wird mir abgenommen.“ Ich weiß, was sie meint und bin erschrocken. Ich sage am Tisch, daß ich schreibe. Der Mann gibt mir die Überschrift, so wie er es an unserm Tisch erlebt: „Die vier Glücklichen“, er macht eine Pause, dann „im Unglück.“ Er lacht. Seine Augen sagen etwas anderes.

Blut wird angezapft, immer und immer wieder: „Das ist nicht in Ordnung und das nicht, und das nicht.“ Die Angst verläßt mich nicht. Heute ist es wieder in Ordnung morgen schon wieder nicht. Wie soll ich damit umgehen? Ich kämpfe mit meiner Kraft, die ich noch habe. „Ich bin, der ich bin“ dieser Satz fällt mir ein – heute so und morgen so, das bin ich. Ich kann nicht getestet werden, das ist alles nur oberflächlich. Die Angst ist unnütz. „In den Griff kriegen“ gibt es nicht. Und darum scheitern die weißen Kittel bei mir und allen anderen. Die Frau in dem weißen Kittel hat noch Hände, die tasten können. Alle mögen diese Hände und diese Frau. Ich möchte sie bitten: „Behalte diese Hände und ziehe den weißen Kittel oft aus.“

Vier sitzen an einem Tisch, drei Frauen und ein Mann. Sie lachen mit den Augen, mit dem Mund. Aber heimlich tanzen sie mit dem Tod. Sie wissen es. Sie wissen auch, daß alle an den vielen Tischen in dem großen Saal mit dem Tod tanzen, manche lange, manche kurz. Aber auch draußen vor dem Saal wird mit dem Tod getanzt. Die ganze Welt tanzt mit dem Tod. Nur die in dem Saal wissen es – auch die vier, die drei Frauen und der Mann. Aber sie schweigen. Der Tod hat keinen Namen.

Heute steht der Tisch woanders. Die schützende Säule ist fort. Der Platz am Tisch ist gefährlicher geworden, und das Versteckspiel hat aufgehört. Jedes Auge hat Einblick. Die Gesichter werden ernster. Der Mund bleibt länger geschlossen. Das Unglück wird offenbar und hat Sprache. Aber immer hinter vorgehaltener Hand.

Die vier am Tisch haben Ämter verteilt, für jeden eins der Ordnung halber, lachend. Die Ordnung hat Vorrang. Aber das Chaos ist stärker, unsichtbar in jedem Körper versteckt. Sie wissen es voneinander, ob sie wollen oder nicht. Darum kann der Mund darüber reden und die Augen können sich begegnen. Vor dem Saal ist es anders. Der Tisch aber gestattet. Auch ohne Säule.

Der Mann am Tisch sagt: „Ich bin unartig vier Wochen lang“, und er lacht aus dem ganzen Gesicht. Was er wohl meint damit: Zwei Seiten eines Lebens in eins? Er sagt: „Ich will noch nicht sterben.“ Auch eine Frau am Tisch sagt: „Ich will noch nicht sterben.“ Es klingt wie ein Befehl.

Öfter gehen die vier in die nahe Stadt. Fette Bäuche gehen durch die Straßen. Sie haben fast alle weiße Haare und tun etwas für ihre Gesundheit. Ärgerlich, wie sie die Sahne verschlingen. Die Augen fressen jeden, der an den Tischen vorbeigeht. Aber sonst sind die Leiber faul. Beim Sitzen bilden sich Rettungsringe. Sie sind um ihre Bäuche gelegt, wofür? Sie werden sie in die Tiefe ziehen. Ganz allmählich merke ich, daß die fetten Bäuche nicht nur von der Sahne kommen. Bei manchen sind sie auch ohne Sahne da. Jedes Jahr bedeutet einen Ring mehr. Immer wieder ein Ring mehr. Es hat kaum Sinn, sich dagegen zu wehren. Das ist das Leben. Häßlich. Vielleicht gut. Die drei am Tisch sind einverstanden mit der Geschichte.

Ein Satz wird laut, der mich zum Opfer macht: eine ganze Industrie lebt von unserer Krankheit. Gesund werden dürfen wir nicht. Und ich sitze mitten in dieser Industrie und soll noch dankbar sein, daß es sie gibt, obgleich ich weiß, daß es ganz andere Wege gibt. Aber es ist schwer, sie zu finden. Die Angebote jenseits der Medizin sind auch Geschäfte, zerteilen mich und pumpen mich aus, wenn ich einwillige. Ich will nicht.

Ein offenes Gespräch mit den weißen Kitteln habe ich auch erlebt. Sogar mein Fragen nach dem Sterben war möglich. Nicht nur die Gezeichneten auch die weißen Kittel haben Angst, sind verlegen, hilflos: „Wie soll das Reden darüber geschehen?“ Ich möchte reden, immer wieder reden über das, was mir geschieht. Ich will es nicht irgendjemand überlassen. Es wird mir ganz persönlich geschehen.

Die weißen Kittel waren sogar bereit, Kritik hinzunehmen, nicht nur so als ob. Und ich habe es gewagt. Irgendwann leuchtete auch einmal ihr persönliches Interesse auf: „Ein endlos geflochtenes Band“ das lese ich auch. Begegnung entstand über die Krankheit hinweg. Das ist gut für die weißen Kittel und für mich. Die Zeit möchte festgehalten werden zum Reden.

Im großen Saal mit den orange farbenden Sesseln hören wir immer wieder genaueres über unseren Körper. Das ist wohl wichtig. Der Saal ist ganz besetzt. Deutlich sagt der große weiße Kittel: „Bei jedem sieht die Krankheit anders aus.“ Er sagt es immer wieder. Darum ist es auch so schwer für die weißen Kittel. Sie müßten für jeden lange Zeit haben. Ich aber freue mich über diese Idee, die wahr ist. Und der Kampf ist wieder da: Ich bin, der ich bin. Es wäre gut, weiter mit dem großen weißen Kittel zu reden, aber die Zeit hier ist abgelaufen. Der Kontakt hat einen Punkt bekommen. Ob der Punkt wieder aufzulösen ist?

Der Mensch im Rollstuhl ist gestorben. Es wird zur Kenntnis genommen, sachlich mitgeteilt. Und das Buch wird zugeschlagen. Ob heimlich darin weiter gelesen wird? Niemand weiß es vom anderen.

Im Ort sagen die Leute: „In dem großen Haus am Berg sterben die Menschen. Wenn sie da erst mal sind, werden sie auch nicht mehr gesehen.“ Wir haben Hoffnung, trotzdem. Laß sie reden.

Ich fahre fort von diesem Ort und will einen anderen Weg gehen als vorher. Immer wieder einen anderen. Einer der weißen Kittel sagt: „Sie haben Ihren Weg gefunden.“ Ich sage: „Für eine Weile, dann ist er wieder unbekannt.“ Der weiße Kittel: „Das ist Entwicklung.“ Ich bin, der ich bin und werde sein, der ich sein werde. Die weißen Kittel werden Randerscheinungen.

DIE WEISSEN KITTEL VERRINGERN SICH

UND WERDEN BEKANNT!

Einmal hält mir der weiße Kittel schroff ein Papier hin. Das soll ich unterschreiben. Ich soll gespeichert werden, damit gleich jeder neue Kittel Bescheid weiß. Lieber den Zahlen glauben, als dem, was ich sage. Ich brauche wohl nichts mehr zu sagen, die Zahlen wissen es besser. Der weiße Kittel denkt: Sie weiß doch nichts. Es ist auch besser, daß sie nichts weiß. Angst könnte sie töten.

Ich weiß, was das soll: 80% werden gesund, wenn... 50% sterben innerhalb eines Jahres, wenn... nur 10% sterben sofort. Die Angst ist nur vorgeschoben. Der Test schafft Sicherheit aber nur für die weißen Kittel. Ich gehe zu einem anderen.

Werde ich jemals entlassen? Ich entlasse mich wohl selbst.

Einer der weißen Kittel, mit dem ich noch zu tun habe, hat zwei verschiedene Augen. Ich weiß nie, in welches ich blicken muß. Es ist mir und ihm peinlich. Ich werde in das gucken, das mich am längsten ruhig beobachtet hat. Das nächste Mal darf ich es nicht vergessen. Aber das nächste Mal ist anders. Auch der weiße Kittel hat wohl überlegt, mit welchem Auge er mich zwingen will. Und es ist das andere. Innerlich muß ich lächeln. Ich lasse mich auf das andere ein. Warum sagt er: „Ich will, daß dieses und jenes mit Ihnen gemacht wird.“ Merkt er nicht, daß mich das ärgert? Warum sagt er nicht: „Sie kennen Ihren Körper. Gefällt Ihnen mein Vorschlag? Möchten Sie ja dazu sagen?“ Manchmal denke ich, die weißen Kittel merken, daß sie nicht mehr so göttlich sind.

Am liebsten möchte ich ein Spottlied über fast alle weißen Kittel singen. Findet jemand das Blatt auf ihrem Rücken, das sie verletzbar macht? Ich glaube, es sind Einige unterwegs, auch ich. Aber die tragen keine weißen Kittel.

Die weißen Kittel gehen weiter mit, nur die Zahl verändert sich, vielleicht auch die Namen dieser Kittel, die Gesichter kaum. Einem der weißen Kittel habe ich das erste Kapitel dieses Textes zu lesen gegeben. Er wollte das ganze wissen. Ich habe gehofft, daß er versteht. Aber auch er hat beim Lesen den weißen Kittel angezogen und Fehler entdeckt, die für mich keine sind. „Sie tun mir leid“, ist seine Rede. Ich bin traurig, ja sogar verletzt, daß auch er nicht über den weißen Kittel hinwegdenken kann.

Erika Krumwiede

10 – 5 – 4 – 3 – 2 – 1 –

Ein Mann, eine Frau. Sie sind ein Ehepaar.

1 Kind, 2 Kind, 3 Kind, 4 Kind gehören zu dem Mann und zu der Frau. Der Mann hat den Namen 10, die Frau 5. Heimlich heißt sie auch manchmal 10, sogar 15.

1 Kind heißt 4, 2 Kind heißt 3, 3 Kind heißt 2, 4 Kind heißt 1.

Sie leben zusammen.

1 Kind heißt weiterhin 4, 2 Kind heißt allmählich 1, 3 Kind 2 und 4 Kind 3. Natürlich nur heimlich bei 10. Bei 5 bleibt es wie am Anfang: 1 Kind 4, 2 Kind 3, 3 Kind 2, 4 Kind 1. Eigentlich heißen bei 5 alle Kinder 4, nur der Unterscheidung wegen $4 - 3 - 2 - 1 -$. Allerdings muß gesagt werden, daß bei 5 Kind 1 manchmal allein 4 heißt, aber nur wenn Kind 1 krank ist. Dann rutschen alle anderen eins runter. Das merken sie natürlich.

10 meint, daß 4 ihm eigentlich helfen könnte bei dem Verwalten der vielen Nullen, die er hat. 4 ist jetzt erwachsen, kann mit den Nullen umgehen. Und 10 und 4 verstehen sich, ja noch mehr, sie mögen sich. 4 willigt ein, ist aber nicht einverstanden als 10 meint, sie könne ganz bei ihm bleiben, er hätte genug Nullen auch für sie. 4 möchte nicht auf ihren Beruf verzichten, der mehr ist, als nur Nullen zu bekommen. So geht es eine ganze Weile. 4 verwaltet mit 10 seine Nullen und gleichzeitig hat sie einen Beruf. Manchmal wird es schwierig, weil 4 Angebote bekommt, die verlockend sind nicht nur wegen der erhöhten Nullen. Aber auch. 4 verzichtet zu Gunsten von 10. Er wird ja auch älter und braucht 4. Er freut sich, daß 4 weiterhin da ist und sagt, sie solle einmal viele Nullen bekommen, weil sie sich immer für 10 entscheidet, viele Jahre.

Irgendwann denkt 10, daß er lange genug gelebt hat, daß er den Rummel eines hohen Geburtstages mit einer Null am Ende nicht mehr mitmachen will. Und er stirbt einfach so, ohne Anstrengung – überraschend für ihn und für $5 - 4 - 3 - 2 - 1 -$.

4 verwaltet auch weiterhin die Nullen. Ab und zu treffen sich $4 - 3 - 1 -$, um über die wichtigsten Dinge zu beraten. So geht das eine lange Weile ganz gut. 3 hat die Verantwortung für 2 übernommen. Sie wohnt in einem anderen Land. Er hat also eine Stimme mehr, wenn abgestimmt wird. Aber trotzdem kommt es zu keinem Ärger. 4 ärgert sich nur, daß 3 denkt, er wäre das Haupt der Familie. Er ist ein Mann und sie eine Frau. $4 - 3 - 2 - 1 -$ ist

klar, daß sie die vielen Nullen unter sich teilen wollen, wenn 5 nicht mehr da ist. Sie wohnt bei 1.

3 – 2 – 1 – haben wieder Kinder.

3 hat 4 – 3 – 2 – 1 – Kinder.

2 hat 5 – 4 – 3 – 2 – 1 – Kinder.

1 hat 7 – 6 – 5 – 4 – 3 – 2 – 1 – Kinder.

Nur 4 hat keine Familie gegründet.

Irgendwann sind auch die Tage von 5 zuende. Sie stirbt. Schwer für 4 – 3 – 2 – 1 – und sie selbst.

Die Teilung der Nullen wird vorgenommen unter dem Eindruck des mühevollen Sterbens von 5. So schnell wird gehandelt, weil 2 nur zu solchen Anlässen aus ihrem Land kommen kann.

Und jetzt tritt 3 voll auf den Plan. Er, das Haupt der Familie macht Vorschläge. Er findet sie gut. 2 und 1 stimmen begeistert zu, er ist ja das Haupt der Familie. 4 ist kritisch, sie kann am besten beurteilen. Sie bringt Vorbehalte. Sie fixiert mit 3 schriftlich, damit nichts Schlimmeres passiert. 2 und die Frau von 1 verteilen unterdessen die Sachen von 5. An 4 wird dabei eigentlich nicht gedacht, sie hat ja keine Familie, sie braucht nichts. Das kostbare Silber ist nur für Mann, Frau und Kinder da.

„4 war immer allein und kann auch jetzt allein sein“, so denken 3 – 2 – 1 – auch auf der Heimfahrt nach der Beerdigung. Alle verteilen sich auf die Autos. Einer ist zu viel und das ist 4. 4 weint bitterlich und laut. Erschrocken stutzen 3 – 2 – 1 –, deren Frauen und Kinder. Einer wird endlich gefunden, der mit ihr fährt. Aber der Hieb hat gesessen für 4.

Als alle wieder in ihren Häusern sind, auch 4, hat sie Zeit zu überlegen. Sie erkennt glasklar, daß sie betrogen ist. Gewogen und zu leicht befunden. Die Waage stimmt nicht. Auf der einen Schale liegt ein altes Haus, auf der anderen Schale ihre Lebensarbeit für die Familie von 10 – 5 und den Kindern 4 – 3 – 2 – 1 – . Das Haus wiegt fünf Nullen für 3, die Lebensarbeit von 4 vier Nullen geliehen, also soviel wie nichts. 3 – 2 – 1 – sind dessen zufrieden, 4 nicht. Sie ist empört. Der Freund versteht und unterstützt 4 in ihrem Ärger. 4 findet sich verglichen mit einem alten Haus und verliert. Der Wert stimmt nicht. Wenn schon Nullen, dann viel mehr als ein altes Haus. 3 denkt anders: „Das alte Haus ist doch etwas anderes, ist fünf Nullen wert, die Le-

bensarbeit nicht.“ Die Rede von 4, 10 hat gewollt, daß sie viele Nullen bekommt, wird abgelehnt. Der Krach ist da. Laute Worte hin und her. Schließlich einigen sich 4 – 3 – 2 – 1 –: fünf Nullen auf der einen und fünf Nullen auf der anderen Schale. 3 ist zu nichts anderem zu bewegen, 2 und 1 auch nicht. Die äußere Ruhe ist wieder hergestellt. Mehr auch nicht.

4 ist schwer verletzt: ein Haus und ihre Lebensarbeit gleich gewogen. Ein altes Haus – ihre Lebensarbeit - -
ein altes Haus – ihre Lebensarbeit und sofort wie im Käfig das sich drehende Rad für Meerschweinchen. Und 4 findet keinen Absprung. 3 – 2 – 1 – kümmern sich nicht darum – haben längst vergessen.

4 überfällt eine tödliche Krankheit: das Rad hat sich zu lange gedreht. Erschrecken bei 3 – 2 – 1 –. 2 und 1 überlegen heimlich, 3 nicht. Für ihn ist die Waage vergessen, für ihn hat sie gestimmt. 4 und 1 reden offen miteinander. 1 begreift: „Ein altes Haus – eine Lebensarbeit gleich gewogen kann nicht stimmen.“ 1 findet: „Nicht Nullen machen es mehr aus. Kümmern ist es. Jeden Tag ein Gespräch.“ 4 nimmt an. 4 und 1 sind versöhnt. 3 und 2 schweigen weiterhin.

Erika Krumwiede

Aufforderung zum Tanz

– verschiedene Texte –

1000 Romane auf den Straßen der Stadt

*Was ist das Schwerste von allem.
Was das Leichteste dir dünkt.
Mit den Augen zu sehen,
was vor Augen Dir liegt.*
Goethe

Ein größeres Kind läuft hin und her. Eigentlich kann es nicht richtig laufen. Die Beine sind wie bei Behinderten. Im Rollstuhl sitzt es nicht. Da kommt die Mutter. Sie läuft wie die Tochter. Sie haben sich gewöhnt, daß sie anders sind. Ihre Gesichter sind hell.

Ich gehe an Häuserreihen entlang. Ein Haus hat eine zerschlagene Fensterscheibe. Das kann vorkommen. Beim Vorbeigehen entdecke ich, daß jede Fensterscheibe eingeschlagen ist und notdürftig durch eine zweite zugemacht. Wer wohnt in diesem Haus? Ein großes Schild gibt Auskunft: Spanisches Consulat.

In der Fußgängerzone stehen Kübel mit blühenden Bäumen. Sie verbreiten eine Atmosphäre berausenden Frühlings. Sie sind so schön, daß sie steril aussehen. Kein grünes Blatt, nur rosa Blüten. Über und Über. Jeder fragt: „Sind sie echt?“ Der Wind treibt kleine Blütenblätter durch die Luft. Sie liegen wie ein Teppich auf der Straße.

Ein alter Herr tritt in eine Parfümerie. Er stellt sich vor einen Spiegel und kämmt seine weißen Haare. Mit seinen Händen legt er jedes Haar sorgfältig nebeneinander. Es sind nicht mehr viele, trotzdem dauert es lange. Endlich geht er zufrieden weiter.

Mir entgegen kommt ein Mann mit einem zerstörten Gesicht. Er sieht woanders hin. Seine Haare sind untadelig gekämmt. Ein weißes Haar liegt neben dem anderen. Wie schön er aussieht, wenn ich ihn von hinten betrachte.

Mir gegenüber sitzt eine junge Frau in der U-Bahn und kaut. Sie kaut und kaut und schluckt nicht. Und da ist noch eine junge Frau mir gegenüber. Auch sie kaut und kaut und schluckt nicht. Ich denke an wiederkäuende Kühe.

Ich gehe in den Fischladen. Eine ältere Frau sitzt mir schräg gegenüber. Sie hat einen so gewaltigen Busen, daß sie den Teller kaum sehen kann. Der ist voll. Als sie weggeht ist der Teller leer. Sie watschelt wie eine Ente auf die Straße.

Heute wird in der Stadt gestreikt. Schon nachmittags sind die Straßenbahnschienen verrostet. So schnell geht das.

Mitten in der Stadt zwischen hohen Mietshäusern liegt ein runder Platz. Mitten auf diesem Platz liegt ein runder Rasen. Mitten auf dem Rasen steht eine riesengroße Kastanie. Sie wird bald blühen.

Ein älteres Ehepaar verläßt den Fischladen. Die Frau geht hinter dem Mann her. Sie zieht den Reißverschluß seiner Potasche zu. Ich lache: „Ist was drin?“ „Es ist was drin. Es ist besser so“ und lacht zurück. Der Mann merkt nichts.

Auf dem Fahrrad kommt mir eine Mutter entgegen mit Zwillingen. Eins sitzt vorne im Körbchen, das andere hinten im Körbchen. Sie sind bunt angezogen wie Schmetterlinge im Frühjahr. Die Mutter zwischen ihnen ist ein dunkler Fleck.

Der Schützenplatz ist ein Trümmerfeld nach den Tagen voller Licht.

Ein kleines Kind mit bunten Pumphosen spaziert wackelig daher. Immer in der Nähe seiner Mutter. Es hat eine lange glänzende Stange in der Hand. Mit der schießt es in der Gegend rum wie die Großen.

Ein junger Mann sitzt an der Kasse. Auf seinem Kopf läuft von einem Ohr zum anderen ein schmaler Streifen ohne Haare, da wo sonst der Walkman sitzt.

Ein kleines Kind in der Kinderkarre packt Schokolade aus. Fachmännisch wie die Großen, wirft das Papier auf die Straße wie der alte Mann sein Taschentuch.

Ein kleines Kind singt vor sich hin: „Die Unterhose gesehen.“ Immer und immer wieder, so als ob es wüßte. Es hat eine rosa Brille auf und ein freches Gesicht.

Im Fischladen habe ich zu Mittag gegessen. „Darf ich abräumen? Hat es Ihnen geschmeckt?“ „Wollen Sie es wirklich wissen oder fragen Sie nur so?“ „Nur einfach so.“

Überall zwischen den Steinen in den Straßen der Stadt, wo nur ein bisschen Erde zu sehen ist, grünt und blüht es.

In der U-Bahn steht ein Mädchen. Ihr Gesicht ist übersät mit Sommersprossen, als wenn es darauf geregnet hätte.

Auf dem Bürgersteig stehen ein Paar Schuhe. Fein geordnet nebeneinander. Die Schuhe zeigen auf die Straße. Niemand ist in der Nähe, der zu ihnen gehört.

In der U-Bahn sitzen sich Mann und Frau gegenüber. Sie sind alt. Die Frau zieht mit ihrem Finger die Ränder eines großen Fleckes, den man eigentlich gar nicht sehen kann, auf der Hose ihres Mannes nach. Immer wieder macht sie das.

Ein Buchladen mit tausend und abertausend Büchern. Da kommt einer mit weißen Haaren forsch, voller Kraft. Er sagt zu dem kleinen Kind an seiner Hand: „Hier gibt es so viele Bücher, dass du blöd wirst.“ Ich lache: „Ja, das stimmt.“ Überrascht lacht er zurück.

Am Büchertisch steht ein alter Mann. Sorgfältig schlägt er Seite um Seite. Es ist ein Erotikbuch mit lauter nackten Frauen.

Eine Frau mit lila Kragen und lila Aufschlägen an ihrer Jacke steigt auf ihr lila Fahrrad. Sie ruft mir zu: „Der letzte Versuch aber auch – Schutz vor Schwangerschaft.“

Nach Weihnachten stehen wieder lauter nackte Schaufensterpuppen im Fenster. Die Frauen sind nackt, die Männer wieder angezogen. Der Vater sagt zu seinen Kindern: „Die Frauen werden zu Ostern angezogen.“

Eine alte Frau hat ein winziges Hündchen. Sie steht vor dem Hund und spricht ernst mit ihm. Das Hündchen guckt sie erwartungsvoll an. Ich frage: „Was wollen Sie denn von dem Hund?“ „Es soll ein Bächlein machen.“ „Das bestimmt doch der Hund.“ „Das ist es ja eben.“

Drei alte Frauen kommen in ein Restaurant. Sie bringen einen Hund mit. Eine andere alte Frau kommt zu ihnen an den Tisch. Sie zeigt auf den Hund: „Ist es ein Er oder eine Sie?“ Wie aus einem Munde: „Er natürlich.“ Eine von ihnen: „Sonst könnte er nicht so schön sein. Wir sind doch alle – Sie -!“

Da kommt ein Mann auf einem Fahrrad daher. Er ist riesengroß und sehr dick. Das Fahrrad unter ihm verschwindet fast. Es scheint, als ob er geht.

Eine Frau kommt aus dem Clo, wäscht sich die Hände und geht ins andere Clo. Schnell kommt sie wieder raus: „O Gott, O Gott!“ „Ich habe mich schon gewundert“, sage ich. Sie lacht.

Auf dem Fahrrad fährt ein riesenhaftes Cello. Der Radfahrer ist nicht zu sehen.

Am Schaufenster steht in großer Schrift „Sommer in Sicht.“ In den Schaufenstern daneben stehen Tannenbäume für Weihnachten.

Im Augenblick ist die Mode nicht sehr sexy, nur wenn die pludrige Hose in die Pofalte eingeklemmt ist, so wie bei der jungen Frau, die gerade aus dem Bus steigt.

Irgendwo begegnet mir eine Frau. Sie ist so fett, dass sie ihre Arme vor dem Bauch kaum zusammen kriegt.

Zwillinge sitzen im Kinderwagen – mit großen bunten Mützen. Die Großmutter steht daneben. Als ich zurückkomme steht die Frau noch immer da. Der Kinderwagen ist leer. Ich erschrecke: „Wo sind denn die Kinder?“ „Ich habe sie verkauft.“ „An wen denn?“ „An die Mutter.“

Ich gehe durch einen U-Bahn-Dom. Dicke Säulen, laufende Treppen. Wenig Menschen. Der Dom ist gewaltig. Eine moderne Kirche. Ob ich hier leben kann?

Ein Mann kniet auf der Straße vor einem Leierkasten. Er hat Kniepolster. Unterhalb der Knie ist nichts mehr. Ich muss weinen.

Eine alte Frau, gut gekleidet, eine Dame, geht hoch aufgerichtet die vielbefahrene Straße. Sie sieht nicht nach rechts noch nach links. Die Straße gehört ihr. Hat sie einen Schutzengel?

Juist

Unter den Füßen der Sand ist wie Watte, wie Zucker, wie Samt. Jeder Schritt ist neu, jeder Schritt ist anders. Meine Füße genießen Ungewohntes bis in die Spitzen der Haare.

Menschen stehen aufrecht im Sand, hinter sich einen langen Schweif Sand vom Wind. Unter jedem Schritt knistern sie. Es ist ihr Tod. Morgen sind neue da. Ich bin glücklich.

Ein großer starker Mann geht auf der Straße entlang. Immer wieder lacht er laut vor sich hin. Ab und zu drehen sich Leute zu ihm um. Er hat Kopfhörer im Ohr.

Eine Tafel hängt an einer Häuserwand. Auf der schwarzen Tafel steht weiß geschrieben: Hausgemachter Schneesturm mit Kaffee.

Ein kleiner Junge.
Drei Jahre ist er alt. Soll essen. „Ach ja, Du hast keine Zeit“, sagt die Mutter. „Was machst Du denn“ frage ich neugierig. „Ich schreibe!“

Ein Mann bläst Saxophon auf der Straße. Ein Jahr u. 4 Monate ist das Kind alt vor ihm. Unverwandt sieht es zu ihm auf wippt in den Knien genau nach Takt. Die Mutter staunt.

Der Vater schiebt sein winziges Kind in der Kinderkarre vor sich her. Das Kind hält eine große Illustrierte in seinen Händen, aufgeschlagen. Versunken liest es darin.

Auf den Steinen der Straße sitzt eine Frau. Sie wartet auf Geld. Ein kleines Kind hat sie auf dem Schoß. Ein anderes sitzt neben ihr. Sie wiegt sich, be-

kreuzt sich, spricht laut vor sich hin. Ein Mann geht an ihr vorbei: „Man müsste sie totschiagen“ sagt er wütend.

In der U Bahn sitzt eine alte Frau. Sie sieht vor sich hin. Plötzlich sagt sie laut: „Nein - Nein“ Die Frau neben ihr erschrickt.

Im Fischladen sitzt ein älterer Mann. Seine Frau sitzt ihm gegenüber. Hin und wieder unterhalten sie sich. Der Mann liest in der Bildzeitung. „Schämst Du Dich gar nicht“, sagt die Frau plötzlich. „Nein“ „Die Leute gucken schon.“ „Dann müssen sie eben gucken.“ Er steht auf und geht. Seine Frau lässt er sitzen.

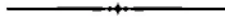
Eine alte Frau sitzt in der U Bahn. Ihr gegenüber ein alter Mann. Sie kennen sich nicht. Sie diskutieren eifrig. Die Beine der Frau sind wie dickes wolliges Fleisch, braun. Ihr Kleid ist so kurz, man kann bis ins Innerste sehen.

Dicke, riesenhafte Bäume mit herrlichen Blüten sind die Kleider für die Säulen vor dem Kaufhaus. Sie duften und welken leicht.

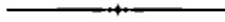
Eine alte Frau steigt in die U-Bahn. In der Tür bleibt sie stehen. Nach einer langen Weile sagt der U Bahnfahrer: „Wenn Sie da stehen bleiben, können wir hier den ganzen Tag warten.“ „Warum“ „Sie müssen sich aus der Tür entfernen.“ „Ach so

Eine junge Frau geht in die Toilette des Fischladens. Sie stutzt. „Blaulicht im Clo.“ Sie sieht in die nächste Tür. Auch da Blaulicht. „Wie komme ich mir vor.“

Sie wäscht sich die Hände, dann geht sie ins Clo.



Ein Mann kommt daher. Er trägt einen Bauch, der fast nicht zu tragen ist. Die Hose darunter hat nur Luft. Das Hinterteil ist flach wie ein Brett. Er weiß von seiner Wichtigkeit.



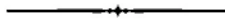
Auf der Straße tanzt ein blauer Luftballon in der Luft. Der Wind der Autos bewegt ihn hin u. her. Alle fahren vorsichtig. Es wäre zu schade, wenn der Tanz zu Ende wäre.



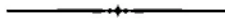
Eine junge Frau sitzt in der U Bahn u. liest. An der Haltestelle steigt sie aus und liest. Sie geht am Bahnsteig entlang und liest.



Eine Kassiererin arbeitet gut und zuverlässig. Plötzlich lächelt sie vor sich hin. Trotzdem arbeitet sie gut und zuverlässig weiter.



Die alte Frau geht mitten auf der Straße in Fahrtrichtung. Es kümmert sie nicht, ob ein Auto kommt. Sie benutzt die Straße als ob sie ein Auto wäre.



Ein Mann und eine Frau kommen daher. Der Mann hat ein Gipsbein, die Frau einen Gipsarm. Sie gehören wohl zusammen. „Haben sie sich wohl geschlagen?“ frage ich meinen Nachbarn. „Das könnte durchaus sein.“



Eine ältere Frau läßt ihr Gebiß aus dem Mund rutschen. Sie holt es mit der Zunge elegant wieder rein.

Eine dicke Frau kommt auf der Straße daher. Sie schiebt ein Fahrrad. „Wenn die sich aufs Fahrrad setzt, schwabbt es auf jeder Seite 1 mal über“! Sagt eine.

Vorn am Fahrrad im Körbchen sitzt ein Kind. Sein Ärmchen zeigt weit weg links wie die Mutter, wenn sie rumfährt. Es läßt das Ärmchen aus Vergnügen stehen.

Eine ungepflegte Frau schiebt eine Karre mit Schamott über die Straße mit einem verrosteten Fahrrad, verrostetem Blech, vergammelten Stangen. Ihr Gesicht sieht genauso aus. Neben ihr läuft ein großer langhaariger schneeweißer Hund.

Eine Dame, sehr gut angezogen, roter Mantel, großer schwarzer Hut, geht die Straße entlang. Sie unterhält sich mit jemand. Zwischendurch spukt sie auf die Straße wie bestimmte Männer es tun, nur etwas graziöser.

In einem Schaufenster sind Clob Brillen ausgestellt. Auf der Sitzfläche ist einmal verrosteter Stacheldraht, einmal blanker Stacheldraht ein drittes Mal Heftzwecken befestigt, die nach oben picken. Darüber ist eine durchsichtige Schicht gezogen, damit nur die Vorstellung schmerzt.

Heute bin ich unlustig. Ich sehe nichts auf der Straße, gehe nur so vor mich hin und erledige.

Einer steigt aus der U Bahn. Ein schwarzes Netzhemd läßt die Brustwarzen erkennen, die schwarze Lackhose klebt eng an der Haut. Der schwarze Le-

dergürtel ist übersät mit blanken Metallknöpfen. Mit vernichtenden Blicken verfolgt ihn ein alter Mann.

Zwischen den Textilien geht eine Verkäuferin hin und her. Sie hat eine Unterhose an. Früher haben die Omas sie unter langen Röcken getragen. Sehen konnte man sie nur, wenn sie zum Trocknen auf der Leine hingen. Die Unterhose der Verkäuferin kann jeder sehen. Das eine Hosenbein ist gelb, das andere grün. Das war bei den Omas nicht so.

In der U Bahn sitzt ein älterer Mann mit Hut. Das ganze Gesicht ist Nase.

Der Bus ist übersät mit appetitlichen grünen Erbsen: vorn und hinten, oben und unten, eine fahrende Konservendose. Satt wird man nur mit den Augen.

Ein verrosteter Mann geht mitten durch eine verrostete Frau. Die Frau tut dasselbe schon lange.

Ein gut gekleideter Mann steht gerade aufgerichtet im U-Bahnhof und ißt sein Frühstück, erst Brot dann einen Apfel. Jeder Schluck wird bewußt wahrgenommen, der Kopf beugt sich dabei etwas nach vorn. Ich kann sehen, wie der Bissen den Hals runterrutscht.

Alte Frau in der U Bahn schläft. Sie wacht präzise auf. Sie ist alt und nicht mehr schön. Ich sehe, sie hat schöne große dunkle Augen und häßliche knochige Hände. Sie ist elegant angezogen. Sie war sicher mal sehr schön. Was heißt schön?

Ein Penner sitzt auf einer weißen Bank in der Fußgängerzone. Er hat zwei große Einkaufswagen vor sich stehen mit seinem Hab u. Gut. Beutel, Kästen, Tüten. Die Wagen laufen über. Es sieht aus wie ein Müllhaufen. Das ist wohl sein zu Hause.

Vor einem vornehmen Restaurant steht ein Schaukasten mit Bild und Text: Sie werden bedient nach Ihrem Geschmack. Das Gedeck wird Ihnen entsprechend ausgesucht. Daneben ein Foto: eine Dame mit einer rosefarbenen Bluse. Vor ihr steht ein Gedeck mit einer schön gefalteten Serviette: Teller, Tasse, Schüssel rosefarben.

„**Bitte** setzen Sie sich nicht an den 6er Tisch. Da kommen sicher noch andere Leute.“ Eine dicke Frau kommt. Auch sie wird gebeten. Dann sitzt sie doch am 6er Tisch allein. Sie kann nicht auf einem Stuhl sitzen, nur auf der Bank, so dick ist sie. Sie ißt und trinkt Unmengen in großer Schnelligkeit. Als sie weggeht nimmt sie die Flurbreite ein.

Eine sehr junge Frau hat ein rosa Höschen an. Hautnah. Es reicht nur bis zur Hälfte der Oberschenkel. Ob sie ein Kleidungsstück vergessen hat? Die Blicke eines Mannes ziehen sie aus.

Eine junge Frau tritt auf mich zu, gut angezogen, bewaffnet mit Stift und Papier. Schnell frage ich: „Reden Sie wieder von Duft?“ „Nein, heute geht es um Mayonnaise.“ Ich lache und gehe. Woanders noch eine junge Frau. Wieder frage ich schnell: „Geht es um Mayonnaise?“ „Nein. Lesen Sie die Bildzeitung?“ Ich lache und gehe.

In einer Gaststätte sitzen zwei alte Frauen. Die eine spricht sehr laut, unentwegt. Alle Anwesenden werden mit unterhalten. Es nimmt kein Ende. Endlich ist Stille. Sie ißt.

Eine alte Frau kauft in der Apotheke ein. Es ist anscheinend nicht ganz leicht, sie zu befriedigen. Als der Einkauf beendet ist, schenkt sie der Verkäuferin eine Banane.

Überall sind kauende Frauen, die nicht schlucken. Haben sie zu wenig genuckelt oder sind sie zuviel genuckelt worden?

Die U-Bahn hält. Eine ältere Frau und ein älterer Mann kommen angelaufen. „Komm schnell“ ruft die Frau. „Ohne einen Fahrschein, Amelie?!“ „Komm, komm“, und sie laufen.

Eine Auswahl aus vielen Notizen. Ihr Vorhaben, daraus ein Buchmanuskript zu erstellen, ist nicht verwirklicht worden.

Vier neue Sequenzen über den Spiegel

I

Der Mann mit dem beweglichen, großen Stuhl, in dem man so gut liegt, hat einen kleinen runden Spiegel mit einem Stiel dran. Wenn der Mann mit dem weißen Kittel den Spiegel nicht hätte, müßte er vor mir auf die Knie gehen. Das verabscheut er. Ich könnte mich ja auch auf den Kopf stellen. Dann wäre der kleine Spiegel überflüssig. Aber wer kann schon auf dem Kopf stehen, noch dazu, wenn ein kleiner Dolch auf ihn wartet. Also bleibt es bei dem Mann mit dem kleinen Spiegel. Ohne den Spiegel wäre er verraten und verkauft. Der Spiegel ist alles für ihn: Geld, Würde, Entdeckung, Lust und Last. Und er hat gelernt, umgekehrt zu sehen.

Die meisten Menschen hassen den Mann, besonders seinen kleinen Spiegel, weil er alle Schandtaten aufdeckt. Er lügt nicht. Das Peinliche ist nur, daß der kleine Spiegel die Schlechtigkeiten weitererzählt, was doch sonst verpönt ist. Und niemand kann ihn daran hindern.

Eine gute Tat weniger in der Welt und eine schlechte mehr. Wenn es auch nur ein kleiner Spiegel ist und der Verrat heilsam.

II

Ich blicke in den Spiegel. Ich lache: habe ich wieder mit mir geredet, laut und vernehmlich? Es hört mich doch niemand! Ich höre mich – der Spiegel hört mich – die Wände hören mich. Alles um mich herum hört mich. Eigentlich ist es verboten, mit sich zu reden. Das tun nur alte Leute. Warum tun sie das? – Da wird gesagt, daß Schizophrene laut mit sich reden sollen – zur Heilung. Ich blicke in den Spiegel. Ich lache mich an, laut und vernehmlich. – Ich rede sogar laut auf der Straße und lache. Bin ich die Einzige? Merkwürdig. Das Lachen würde doch zunehmen und das sich gegenseitig Ansehen auch.

III

Ein schönes großes Haus an einer breiten Straße. Weiß mit geschwungenen Fenstern, die keine sind – aber lauter Spiegel, gold getönt. In den Spiegeln sehe ich nur das Gegenüber. Das Lebendige hat sich versteckt hinter den Spiegeln. Tot steht das Haus da. Lange verweile ich, bewundere und ärgere mich. Es ist als ob aus jedem Spiegel Augen blicken, die ich nicht sehen kann. Sie ziehen mich an. Ich kann mich nicht wehren. Das Gegenüber ist unsichtbar. Hinter den Spiegeln sind es wohl helle Fenster, die alles erlauben, auch ohne Vorhang. Die Sonne hat freien Zutritt. Meine Augen nicht. Sie suchen und finden nicht. „Wir wollen sehen aber nicht gesehen werden“ ist die Parole des weißen Hauses. Die Schönheit versinkt, die Lebendigkeit ist gestorben. Das weiße Haus gibt nur wieder, was ihm nicht gehört.

IV

So groß ist der Spiegel an der Wand, daß er verschwindet. Ein Raum öffnet sich. Ich gehe schnell. Jemand kommt auf mich zu. Ich nehme ihn kaum wahr. Plötzlich ein Schrei. Erschrocken halte ich inne. Ich stehe vor mir selbst und schäme mich.

Verhaltenstrends

Bäuche

Bäuche hocken auf der Erde. Sie haben den Kreis geschlossen. Niemand kann dazwischen außer, wenn er auch ein Bauch ist. Dann rücken sie ein wenig auseinander. Sie haben weite Kleider an, die alle eine ähnliche Farbe haben. Das machen sie, damit jeder gleich merkt, daß es um Bäuche geht.

Sie gebären Ideen, die meistens schon einmal da gewesen sind. So winzig sind sie, daß das Gebären nicht einmal Schmerzen bereitet. Die Ideen verflüchtigen sich schnell, weil sie zu klein sind um zu leben. Aber trotzdem hören die Bäuche nicht auf. Es ist so angenehm, ohne Schmerzen zu gebären.

Die Nichtbäuche stehen drum herum, lachen, schütteln die Köpfe und wundern sich. Einer geht heimlich um den Kreis und setzt jedem einen kleinen Kopf auf den Bauch. Manche wollen nicht, weil sie in ihrem Gebären gestört werden. Sie schütteln sich und der Kopf fällt wieder ab. Einige aber erheben sich. Bauch und Kopf sind jetzt wohlproportioniert. Die langweiligen Kleider fallen ab. Ideen wachsen aus ihnen, die die Luft fruchtbar machen.

Die dicken Bäuche hocken weiterhin auf dem Boden und gebären lauter Nichtse und kommen sich dabei noch wichtig vor.

Ich bin

Ich bin Körper, so sagen manche.

Sie haben gelernt, von Besitz Abschied zu nehmen.

Sie sind sich einig:

Decken werden ausgebreitet
der Körper legt sich
bewegt sich hin und her
wiegt sich
genießt mit allem, was zu ihm gehört
so ist es gut

das ganze Leben müßte so sein
ich bin ganz Körper
so sagen sie

Ich nicht.

Mein Körper ist der Ort, wo ich zu Hause bin,
ist meine Behausung wie bei einer Schnecke
gehört mir
alles in dieser Behausung duftet nach mir.

Ich merke, daß ich mein Haus wenig kenne.
Es ist so groß, daß ich mein ganzes Leben wandern kann und kenne es immer noch nicht.

Von außen ist es mir gut bekannt. Ich sehe es täglich mit meinen Augen an
und tue einiges in diesem Haus. Aber innen ist es fremd und verwirrend:

Gänge, Leitern, Höhlen
Gebirge, Ströme, Bäche
Fasern, Wurzeln, Täler
Gerüche, Getöse, Gewitter

und überall Bewegung – stark und unentwegt
und dunkel.

Und jetzt begreife ich:

ich bin nicht Körper, ich bin Licht.
In diesem Urwald wandere ich, weil ich Licht bin.
Ich dringe durch alle Öffnungen, Ritzen, Häute.
Ich staune über die Wildheit der Landschaft, die
ich meine Behausung nenne,
so lange ich lebe.

Reisen in ferne Länder brauche ich nicht,
die Reise in mir ist schon ungeheuer.
Irgendwann gehe ich aus dieser Behausung fort.
Das wird sehr schwer sein, denn ich kenne sie
ja noch kaum.

Aber mein Duft wird mit mir gehen,
er wird mich nicht verlassen und ich ihn nicht.
Der Duft bin ich.
Ich bin nicht Körper – ich bin Duft
und bin Licht.

Seit meiner Geburt und seit meinem Tod.

Bauch und Kopf

Ein Bauch hatte große Mühe, Luft zu holen. Er war angeschwollen von der schweren Arbeit. Er meldete sich beim Kopf: „So ist das nichts. Ich bin schon ganz kaputt. Wenn das so weiter geht, muß ich streiken. Was denkst du dir eigentlich dabei!“ „Ich kann leider nichts daran ändern. Unser Besitzer ist eine Frau, die denkt: heute ist der Bauch dran.- Viele Frauen sagen heute: Bauch, viele Männer sagen heute: Kopf. Auch wenn die Männer Bauch anerkennen würden, wäre nichts geändert. Weder die Frauen noch die Männer begreifen. Und schlimm ist, daß sie denken, sie wären klug, aber sie sind dumm.“ „Du meinst also, daß ich kaputt gehen soll.“ „Das auf keinen Fall. Dann gehen wir nämlich beide zugrunde. Ich weiß nur nicht, was ich machen soll.“ „Kannst du nicht streiken?“ „Das geht nicht. Dann liegen wir eine Weile auf dem Boden. Wer weiß, ob wir überhaupt wieder aufstehen können. Am meisten ärgert mich, daß sie uns nichts zutrauen. Immer müssen sie dazwischen funken. Ich werde mal versuchen, die Region auszuschalten, in der die Menschen denken. Das wird eine harte Arbeit sein.“

Nach langer Zeit wird der Bauch ein wenig dünner. „Wie hast du das gemacht?“ „Ich habe unserer Besitzerin deutlich gemacht, daß sie nicht so geschwollen reden soll. Sie hat es damit aber nicht leicht, weil alle anderen weiter vom Bauch reden. Wir müssen sie unterstützen gegen die anderen Frauen und auch den Männern gegenüber.“ „Wie stellst du dir das vor?“ „Erst einmal dürfen wir unsere Art zu denken nicht verleugnen.“ „Und die wäre?“ „Zu wissen, daß es Wunder gibt. Natürlich nicht so, wie die Besitzerinnen der Bäuche es verstehen.“ „Sondern?“ „Alles ist zu erklären, was mich und dich angeht. Aber wir sind so kunstvoll eingerichtet, daß eine Ewigkeit nötig ist um zu verstehen. Wenn nun eine Besitzerin anfängt, darin herumzuwühlen, zerstört sie dich und mich. Das geht manchmal ganz langsam, endet aber immer tödlich.“ „Ich verstehe nicht, warum sie Lust hat zu wühlen.“ „Weil sie neugierig ist. Leider findet sie nicht die rechte Art, damit umzugehen.“ „Wie sieht diese Art denn aus?“ „Erst einmal muß ich sagen, daß wir zwei Dinge auseinander halten müssen, ehe ich dir antworte: die Bäuche der Männer sind anders als die Bäuche der Frauen, nicht so fruchtbar. Deswegen reden sie vom Kopf. Auf der anderen Seite sind die Bäuche der Frauen und Männer gleich, wenn sie nämlich angeschwollen sind und kaputt gehen. Nun zu deiner Frage: das Wunder darf man nicht mit nackten und kalten Fingern anfassen, auch keine Teile ansehen und meinen, das sei

das Ganze und man könnte mich ohne dich behandeln, wenn du angeschwollen bist. Dann wird die Neugier unersättlich und grausam. Ob sie jemals staunen können und so leise sind, daß kein Ton verletzt. Du und ich werden dann heil bleiben. Auch ihr Denken ist dann klug, weil sie aufgehört haben zu denken. „Sie pfuschen nicht mehr dazwischen.“ „Hat unsere Besitzerin damit begonnen?“ „Ja. Sie redet nämlich nicht mehr von Bauch und Kopf. Sie hat begriffen, wir drei sind eins. Hast du gemerkt, daß sie anwesend ist?“ Der Bauch holt tief Luft. Es ist plötzlich so leicht. „Nun zu den fruchtbaren Bäuchen der Frauen. Sie denken, sie müssen über alles reden, was anders ist als bei den Männern. Die Männer müssen wohl vergessen haben, daß es Bäuche gibt. Und nun beginnt der Kampf zwischen Bäuchen und Köpfen. Ein erbitterter Kampf. Es ist genauso, als wenn du und ich gegeneinander wären. Du würdest verhungern und ich würde platzen. Die Männer haben den Kopf lange hoch getragen, und nun müssen die Bäuche drankommen. Es ist wie eine Wippe, mal hoch mal runter.“ „Wann wird das aufhören? Mir ist schon ganz schwindelig.“ „Nun, ich sagte es doch. Nimm aber auch das kleine Wort ernst.“

Machbar

Ein Grashalm steht im Wald. Er hat feine Wurzeln. Sie krallen sich am Boden fest. Der Stengel ist dünn und lang – eigentlich viel zu dünn und viel zu lang für die dicke Rispe, die am oberen Ende des Stengels sitzt. Der Grashalm weiß, wie er es machen muß. Der Wind hat Lust, mit ihm zu spielen. Wie biegsam der Stengel ist. Der Wind probiert, wer stärker ist. Er biegt die Rispe bis auf den Boden: „Ich hab’s geschafft!“ Keineswegs. Die Rispe federt zurück und steht aufrecht da. Der Grashalm weiß, wie er es machen muß.

Überrascht sieht der Mensch: „So müsste ich Schornsteine bauen. Das müsste doch einfach sein, wenn sogar ein Grashalm weiß, wie er es machen muß.“

Er baut und baut. Die Schornsteine werden immer höher. Der Wind lacht und wirft sie um – nicht aber den Grashalm. Warum begreift der Mensch nicht. Er überlegt, wie es zu machen sei: nicht nur der Schornstein, auch der Umgang mit der Zeit und das Begegnen mit Seinesgleichen muß doch zu machen sein.

Aber immer nur baut er mit Steinen. Ganze Bücher sind gepflastert mit Steinen. Er denkt sich Farben und Formen aus, aber es bleiben eben Steine. Er weiß wohl nichts anderes.

Soll er seine Augen doch ein wenig anders aufmachen. Dann kann der Wind ruhig kommen.

Sitzung

Acht Menschen sitzen um einen langen Tisch. Wichtig ist, daß sie sich noch einigen können. Vielleicht ist es ja gar nicht nötig, einmütig zu sein. Wenn nur in einigen Punkten Übereinstimmung entstehen könnte, wäre ein Umriß da, der nicht nur von acht Personen verstanden würde. Unter den acht Menschen ist Gerangel, weil niemand eine beliebige Zahl in der Reihe sein will. Wie aber wird eine Zahl gefunden, die einen einmaligen Charakter hat und doch noch in der Reihe zu finden ist? Das Spiel der vielen Möglichkeiten beginnt: leise Hiebe hin und her – unangenehme laute Stimmen – Nicken mit dem Kopf als taktische Zustimmung – irgendein belangloses Wort, nur um etwas zu sagen – Beiträge, die Wichtigkeit haben sollen.

Die Zahlenreihe aber bleibt.

Plötzlich schwebt ein Luftballon durch den Raum. Einer in der Reihe, dann zwei, dann drei, vielleicht auch vier staunen, daß es außer der Reihe etwas Atemberaubendes gibt. Die Zahl spielt für diese drei bis vier keine Rolle mehr. Es ist etwas geschehen, einer hat davon erzählt. Das schwebt durch den Raum.

Aber doch ist die einmalige Zahl wichtiger. Und so stehen die Zahlen wieder in der Reihe. Das Gerangel setzt sich fort.

Das ist das Theater.

Kreativität

Kreativität ist heute ein viel benutztes Wort. Es scheint wichtig zu sein. Der Eindruck entsteht, daß eine genaue Definition nicht bekannt vielleicht auch nicht wünschenswert ist. Sonst wäre Kreativität wohl zu verpflichtend. So ist ein Tummelplatz daraus geworden für vieles im Leben, ja sogar für alles im Leben. Ein Bereich scheint fast vergessen „Wahrnehmung“. Sie ist wohl eine dringend notwendige Voraussetzung für Kreativität, einen unübertroffenen Geschmack, besonders wenn die Wahrnehmung verbunden ist mit der Frage der Vorstellung (Assoziation). Die nichts sagenden, belanglosen Begebenheiten werden zu Ereignissen, aufschlussreich, wichtig.

Die kleinste Begebenheit trifft den Menschen ganz, die kleinsten Substanzen des Körpers tanzen. Sie nehmen wahr, was sich gerade ereignet. Schade, wenn der Tanz nicht stattfindet, weil das Ereignis belanglos erscheint. Wo bleibt die Farbigkeit? Wo bleibt der Geschmack? Die Sinne hungern.

Hinter jeder Begebenheit auch der kleinsten steht ein ganzes Leben. Sie ist ein Treffpunkt unendlich vieler Erlebnisse, bewußter, vielleicht auch unbewußter. Ein Selektieren würde nur die Oberfläche erreichen.

Die fünf Sinne des Menschen nehmen ständig wahr. Vieles bleibt im Unbewußten, vieles gelangt ins Bewußte. Wie gelangt die Wahrnehmung ins Bewußtsein? Alle Sinne sind wach, sind nach außen gerichtet. Ohne Vorhaben, ohne Ziel, ohne Auflage.

Die Sinne sind äußerst empfindlich. Der leiseste Lufthauch zwingt zur Wahrnehmung. Die Möglichkeit besteht, die Sinne unempfindlich zu machen, sie einzuschläfern und dadurch sich zu schützen. Oder aber sie immer lebendiger werden zu lassen, damit die Wahrnehmung Raum hat. Die Farbigkeit macht das Leben lebenswert.

Die kleinste Begebenheit auf den Straßen läuft durch die ganze Stadt und über sie hinaus, das Lachen eines Kindes, das Weinen einer alten Frau, das Bellen eines Hundes. Wo ist der unendliche Raum für das alles.

Narr

Es war einmal ein Narr. Er war so angezogen wie alle Leute. Er sah so aus wie alle Leute. Aber er war ein Narr. Er suchte seinesgleichen und fand. Sie waren so angezogen wie alle Leute. Sie sahen so aus wie alle Leute. Aber sie waren Narren. Weil sie so angezogen waren wie alle Leute waren sie nicht zu finden. Sie waren da, aber nicht zu finden. Der Narr wollte nicht allein sein. Er fing an zu suchen. Aber das Suchen hatte kein Gesicht. Fast wie zufällig fand er einmal einen. Er war da unter den anderen. Und wieder fast wie zufällig fand er einen anderen und immer wieder einen anderen. Nicht viele. Narren sind wohl immer wenige. Sie waren angezogen wie alle Leute. Sie sahen so aus wie alle Leute. Woher wußte der Narr, daß sie Narren waren.

Die Geschichte

In diesem Raum sind lauter Münder: große, kleine, breite, schmale, rote, blasse...Manche begegnen sich, küssen sich ohne Berührung.

Die Münder haben Wörter: zornige, kluge, nachdenkliche, belanglose. Nicht alle werden gehört, weil Münder auch geschlossen bleiben.

Manche haben so viele Wörter, das erste ist schon gestorben, wenn das letzte Wort kommt. Aber auch viele Wörter, die wie Luftballons durch den Raum tanzen. Einige Wörter sind wie Perlen, manche schwer wie Steine.

Noch etwas ist hier im Raum, unsichtbare Netze: geknotet, geflochten, gedreht... aus Seide, Metall, Garn, Faden...Und alle haben Farben: gold, silber, rot, lila, orange, türkis...

Die Netze fliegen, tanzen, setzen sich, kriechen zusammen wie ein bunter Ball, hocken in den Ecken, schweben, setzen sich auf Köpfe, verknoten sich, lösen sich, werden Teppiche – vom Wind der Wörter getrieben. Die Teppiche sind die Wellen, bewegen sich, sind kostbar.

Wörter gehen darüber hin wie schwere Schuhe, verhindern Bewegung. Die Netze werden zu Dolchen, bohren sich in die Schuhsohlen, aber die sind dick und hart. Die Dolche haben Geduld. Sie bohren tiefer. Irgendwann verletzen sie. Hoffentlich, wünschen die Dolche.

Manche Wörter gehen barfuß, und der Teppich wird Samt.

Die Netze und die nackten Wörter flüstern – reden – schreien: fragt, fragt immer wieder, aber gibt keine Antwort, niemand und niemals.

Die Fragen werden zu Mündern: kleinen, großen, roten, blassen... Die Münder werden zu Fragen: „War Jesus ein Christ?“

Miteinander teilen

Miteinander teilen müssen nur die Armen, sonst verhungern sie.

Der Gaukler lebt nur, wenn er das Gauklerkind auch leben läßt, dessen Auftrittsnummer auch seine ist. Diese beiden teilen nicht das Lachen des Publikums. Welten trennen sie.

Teilen geschieht unter denen mit der Narrenkappe. Der eine lebt nicht ohne den anderen. Sie lieben sich, sie schlagen sich, sie hassen sich. Sie haben ein gemeinsames Programm. Keiner darf fehlen.

Jeder ist wichtig, egal, was er zu tun hat. Ihre Arbeit ist anders als bei anderen: hart, schmerzhaft, gefährlich. Eine Unaufmerksamkeit kann das Miteinander zerstören, kann tödlich sein.

Eine Nummer weniger, eine weniger zum Teilen. Niemand wird gefragt, ob er teilen will, jeder muß teilen um zu leben.

Ob am Trapez zu zweit, zu dritt, zu viert.

Die Welt lacht über sie, bewundert oder bedauert sie.

Sie gehören nicht zu der lachenden Welt.

Aber eins haben sie voraus:

sie teilen miteinander

und alle Welt lacht.

Frieden

Einer geht durch die Straßen. Aus jedem seiner Knopflöcher guckt eine Blume. Er geht und geht und schreit so laut, daß es von den Häusern widerhallt – tausendfach und abertausendfach. Bei jedem Schritt schreit er: Frieden.

Alle Fenster werden aufgerissen: Ist schon wieder Krieg? und angstverzernte Gesichter füllen die Fensterrahmen. Die Straßen bersten von dem Schreien. Die Häuser fallen zusammen. Viele Tote sind zu beklagen. Warum schreit er so laut – weiß er nichts anderes?

Apostelgeschichte 12, 6 – 11

Ein Mensch liegt in Ketten
Ketten von Menschen gemacht
Ketten von Menschen angelegt
wie gut, daß sie sicher sind
dieser Mensch ist gesichert
so gesichert, daß man ihn wissen kann ohne Angst
und noch dazu rechts ein Bewaffneter
links ein Bewaffneter
und draußen vor
wie gut, daß es so sichere Sicherheiten gibt

oder

Ketten um einen Menschen
sie sind angelegt
für ihn da draußen sicher
für ihn da drinnen sicher
sicher für den rechten und linken neben ihm
und den draußen vor
die Luft stinkt vor Sicherheit

und weiter

Die Luft ist leicht wie ein Schmetterling
ich träume
die Wände sind keine Wände mehr
niemand sieht mich
auch der nicht, der mich bewacht
ich staune, daß ich Flügel habe
leicht wie eine Feder
wer mich anfaßt weiß nicht, daß er mich anfaßt
die Ketten liegen leer
und niemand merkt es
ich bin so sicher wie der Vogel in der Luft
ich erwache und bin wieder bei euch.

Ein Narr

Man hat über mich gelacht
man hat mich verrückt genannt

Man hat mich geliebt
man hat mich gehasst

Man hat mich beschimpft
man hat mir den Rücken gekehrt
man hat sich geärgert, daß man nicht geblieben ist
man hat nicht gehnt, wie schön es werden würde

Man hat an mir gesogen, um meine Milch zu kosten
Aber nur solange
 wie sie nicht gefährlich war
 solange wie sie einem schmeckte
 solange wie man noch lachen konnte
und weiter leben so wie immer

Man hat nicht mit mir geweint
man hat nicht mit mir gelitten
das wäre zu viel für eine neue Welt
darum wird es immer die alte bleiben

Man glaubt nicht, daß ich es ernst meine
man lacht und vergisst
und die Welt bleibt so wie sie immer war
es wäre töricht so zu werden wie der Narr

Man ahnt nicht wie Tränen wachsen lassen

Man ahnt nichts von der Einsamkeit
die leicht ist wie der Tod

Man ahnt nicht
daß unterwegs sein beschwingt macht

Ich tanze – ich lache – ich weine
heute bin ich ein anderer als morgen
und bin doch ich

Ich gehe Schritte, die ich nie gegangen bin
und weiß doch wie sie sein werden
sie werden sein wie ich
mir selbst unbekannt

Ich finde Räume, die unbewohnt sind
aber Platz für viele haben
Platz für eine neue Welt

Ich gaukle – ich lache – ich locke
es ist ernst gemeint

Ich liebe – ich hasse
und kann doch nicht ohne dich –

Ohne dich müsste ich meine Narrenkappe absetzen
heute habe ich auch eine für dich

mein Körper bin ich

mein Körper hat Töne ohne Ende
für jeden Augenblick

musik – musik
ich bin Musik
die Töne gehören nur mir
jeder Ton bin ich
niemand kann ihn mir nehmen
unverkennbar ich

ein Signal für die anderen
tausend Signale jeden Augenblick

manchmal so leise – nicht zu hören
manchmal so laut, daß es wehtut
manchmal ungewöhnlich

Pulsschlag des Lebens

ich lache
auch der andere

*(aus: Die Ruine steht auf
Glaskopf Verlag Hannover 1998)*

Zyklus

Nicht ich sage, was gut ist,
ein anderer sagt es.
Muß es mir erst gesagt werden?
Weiß ich es nicht von Anfang an?
Ist es ein ER, eine SIE, ein ES?
Warum wissen sie nicht,
daß ich von Anfang an weiß?
Sind Wiederholungen nicht dazu da,
das zu tun?,
was nicht getan werden soll?



Gerechtigkeit hat abertausend Flügel.
Ich kann mit ihnen fliegen, wohin ich will.
Zum Nächsten, zum Anderen,
zum Dritten, Vierten, zu mir.
Die Flügel sind bunt,
schwarz, weiß,
klein, groß. zerfetzt, üppig, strahlend, zerlöchert.
Aber alle können fliegen.

Manche mühsam,
manche mit ausholenden Schwingen,
manche vom Wind getragen,
manche vom Sturm gepeitscht.
Aber alle können fliegen.
Und alle fliegen in den Tod.
Und der Tod ist unendlich.



Zwei Menschen begegnen sich.
Der eine liebt den anderen.
Der andere haßt den einen.
Sie reden miteinander,
weil der eine ohne den anderen
und der andere ohne den einen
nicht kann.
Das heißt:
Mit Gott unterwegs sein.
So einfach ist das.



Ein Herz kaufte Mäßigung. Doch gerade das scheint die
Bundesbahn nicht vertragen zu können. Diese sehr arrogante
Einstellung läßt es gar nicht so weit kommen, daß der Mann
das Glas hebt, seinen Arm mit Eurem Arm verhakt und den
ersten Freundschaftskuss in seinem Innersten verweigert.
Wann werden endlich strengere Maßstäbe angelegt?



Uralt war ich schon immer
von Anbeginn der Welt. Und
jetzt kommt etwas Neues bis in
alle Ewigkeit. Ich weiß nicht, was.

9 Ostereier

9 Ostereier, 99 Ostereier, 999 Ostereier, 9999 Ostereier. Es nimmt kein Ende. Die Ostereier sind nicht rund, nicht eckig. Sie haben eine Eierform. Nur das Ei hat eine Eierform, die keine andere Beschreibung zulässt als Eierform. Sie ist so selbstverständlich wie jede andere Form – unverkennbar. Ein Tisch kann rund sein, oval und vieles mehr – ein Ei nicht. Ein Ei kann nur ein Ei sein mit eben dieser Form.

Zu Ostern hängen die Eier im Wald an kleinen Bäumen und sind bunt, aber ohne Leben. Ausgerechnet zu Ostern. Es sei ihnen gestattet, weil sie bunt sind. Das Auge lacht. Ein lebendiges Lachen, das bringt das Ei fertig. 9 Lachen, 99 Lachen, 999 Lachen, 9999 Lachen. Es nimmt kein Ende, bis die ganze Welt lacht. Dann kann sie nichts anderes mehr tun.

Für ein Kind geschrieben, das den Text gut fand. Das Kind war 4 Jahre alt.

Der Brief

Ein Kobold und ein Kobold begegnen sich. Einer heißt Er-sie – der andere Sie-er. Nicht, weil er kein Mann ist und sie keine Frau. Aber beide sind beides. Und doch brauchen sie einander.

Sieer kann zuerst nichts mit Ersie anfangen. Aber Ersie mit Sieer. Ersie weiß sofort, daß er Sieer mag und mit ihr zusammenbleiben will.

Einmal macht Ersie Musik. Auf den weißen und schwarzen Tasten klingt ein Akkord. Immer derselbe – lange. Ersie schlägt Sieer ins Gesicht, daß ihr der Atem vergeht. Es ist ihr, als wäre sie in ein wildes Wasser geworfen. Ersie möchte schreien vor Lust. Jetzt weiß auch Sieer. Aber sie sind beide weit voneinander entfernt.

Kleine Bälle fliegen hin und her. Mal treffen sie hart, mal streicheln sie leicht – aber immer aus der Ferne. Sie haben verschiedene Formen – mal sind sie weich und rund – mal eckig, spitzig und tun weh. Die kleinen Bälle fliegen immer kürzer und schneller, und dann liegen sie da.

Vor Sieer liegt der Ball von Ersie. Er glitzert in Farben, die Sieer nur aus anderen Welten kennt. Sie schüttelt mit dem Kopf, versteht nicht: ist der für mich? Wer ist Ersie?

Der bunte Ball liegt da, aber sie nimmt ihn nicht. Sieer schaut ihn an, aber sie nimmt ihn nicht. Ersie nimmt den Ball von Sieer. Aber er entgleitet ihm immer wieder.

Ersie will ihn fassen, aber er fliegt fort. So leben sie eine Weile.

Wenn es dunkel ist läutet eine Glocke und Ersie ist bei Sieer mit seiner Stimme. Und jetzt leuchten alle Farben bei Ersie und Sieer. Aber die Luft liegt dazwischen. Und dann wird es stiller und stiller. Die Glocke läutet nicht mehr. Sieer guckt in die Dunkelheit und wartet.

Irgendwann wird Sieer zerschunden. Ersie hört es und weint. Der bunte Ball fliegt nicht mehr, und die Glocke läutet nicht mehr. Hat Ersie den Ball mit den tausend Farben verloren? Aber Ersie sagt doch: „wie immer“.

Sieer denkt: vielleicht fliegt er nie, nie mehr, der Ball. Da läutet die Glocke. Der bunte Ball fliegt wieder. Es ist so wie immer.

Plötzlich erschrickt Sieer. Der Ball ist anders geworden. Die Farben sind wie Blut. Das Wasser ist nicht mehr wild, aber tief und dunkel. Sieer hat Angst, daß sie hineinstürzt und ertrinkt. Immerzu denkt Sieer: jetzt noch nicht. Auch Ersie denkt so. Aber irgendwann werden sie ertrinken, das wissen beide. Und die Glocke läutet, und der Ball fliegt.

Ich bin die Schlangengöttin

mit der Taube.

Die Schlangen sind klug

die Tauben ohne Falsch

das ist das Land Utopie

unser Land

hier leben wir

dieses Land kann niemand zerstören

auch die Menschen nicht

bei aller Klugheit

sie haben vergessen, was „ohne Falsch“ heißt.

Heute nehme ich euch mit in dieses Land

es ist ein langer, langer Weg.

Wir träumen.
Unsere Augen sind offen.
Wir sehen Bilder von außen.
Unsere Augen sind geschlossen.
Wir sehen Bilder von innen
wie wir wollen.

Wir träumen.
Wir bewegen uns wie Wasser
leicht und still
und immer ohne Falsch – und klug.

Heute habe ich euch ein wenig vom
Schönen und Leichten gezeigt.
Morgen seht ihr das Dunkle und Schwere.

Wann wird morgen sein?

Marionetten auf allen Bühnen

Der Mann am Tisch weiß nicht wie er
anfangen soll. Sein Bart wächst. Auf
der Stirn bilden sich Falten. Die Hände
fangen an zu zittern. Seine
Augen sind Schlitze geworden.

Er prüft die Schärfe des Messers.
Dieses Messer wird nicht stumpf.

Das Holz auf dem Tisch hat geantwortet.
Die Hände tasten darüber hin. Wenn er
die Antwort nicht findet, zerbricht
das Messer, zerfällt das Holz.

Sein Gesicht verändert sich. Die Augen
werden groß, die Hand sicher. Ein
scharfer Schnitt. Das Holz schreit
auf und lacht. Die Seele ist wach
geworden.

Geschöpfe entstehen unter seinen Händen.
Immer wieder neue, immer wieder andere.

Ein silbernes Haar nach dem anderen
zieht er aus seinem Gesicht – Fäden
zwischen ihm und seinen Geschöpfen.

Die Fäden sind stark wie die stärksten
Seile und leicht, zart, fast unsichtbar
wie Spinnewebe. Zwischen ihm und seinen
Geschöpfen ein unzerreißbares Netz.

Töne fliegen durch die Luft
und lassen die Fäden zittern. Geflüster
von tausend Stimmen in winzigen Hüpfen.
Kichern hinter der Hand. Lachen den
Wasserfall hinunter. Küssen mit aufgeworfenen
Lippen. Der Atem stirbt und kommt
wieder. Pulsschlag des Tanzes. Wieder und wieder
und wieder und hört nicht auf.

Der Mann spürt irgendwann anderes -
wild, aufsässig, brutal.
Die Fäden hart wie Stahl verlieren
ihren Glanz, peitschen durch die Luft.

Ein Geschöpf ist anders als alle anderen:
strahlend in bunten Farben, groß, mächtig.
Wo kommt dieses her? Ist es auch sein Geschöpf? Niemand
außer ihm ist doch da.
Langsam schließen sich seine Augen.

Die Geschöpfe schreien auf. Ein harter Tanz
beginnt. Dumpfe, immerwährende Töne
Grelles Licht zuckt durch die Glieder.
Küsse reißen die Münder auf. Schreie vibrieren
im Ohr. Gold und Silber lassen den Pulsschlag
rasen. Sekunden machen den Atem knapp.

Der Gaukler lacht. Er läßt die Geschöpfe jetzt
tanzen nach seiner Manier.

Noch ein Gaukler und noch einer, immer
wieder einer. Jeder schafft sich seine
eigene Bühne und läßt tanzen nach seiner
Manier.

Und die Geschöpfe tanzen.

Rot ist die Musik und grün, und schwarz
ist die Musik.
Die Geschöpfe tanzen den Marionettentanz.

Die Bühnen werden zu Domen. Auf den
Kanzeln stehen Gaukler mit roten,
grünen, schwarzen Talaren. Die
Marionetten tanzen nach ihrer Manier.

In einem der Dome stirbt langsam der
Tanz. Nur ab und zu hebt sich ein Bein,
ein Arm, gezogen von dem Seil des
Gauklers. Sie verschwinden in den Höhlen
tief unter dem Dom.

Staub lagert sich, macht grau, lähmt.
Die Luft ist dick. Die Fenster werden
blind. Am Ausgang wächst eine Wand
aus Staub. In langer Zeit wird sie zu
Stein.

Ab und zu tanzt eine Marionette. Der
Staub wirbelt bis zu den Fenstern. Ein
Lichtstrahl fällt in den Dom. Flüstern
von Mund zu Mund.

Die Ordnungshüter schlafen nicht. Jede Bewegung
stirbt unter ihren lautlosen Peitschen.

Der Gaukler auf der Kanzel malt Schlösser
in die Luft. Und der Staub lagert sich wieder
bleischwer und wächst.

Unbemerkt lernen die Marionetten den Tanz
des Gauklers: immer im selben Takt nach
dumpfen schweren Lauten. Der Staub zieht
in dichten Schwaden. Er ist so schwer,
daß Licht keinen Weg mehr findet. Der
dumpfe Ton macht alle Bewegungen gleich.
Ein falscher Schritt, und der Tod lauert in den
unterirdischen Höhlen.

Die Marionetten haben ihre Seele verloren.

Der Gaukler lacht laut, da reißt ein Faden.
Er schlägt Wirbel in den Staub.

Das Lachen des Gauklers wird zu Trompeten-
stößen – die reißenden Fäden zerschneiden
den Staub. Das Glas der Fenster zerspringt.
Die Wand aus Staub fällt in sich zusammen.

Ein Aufschrei – Licht blendet. Noch nie
gehörte Musik zuckt durch die Glieder.
Der Tanz der Marionetten beginnt neu.

Einen Blitzschlag lang sind die Marionetten
wieder Geschöpfe.

Ein anderer Gaukler ist schon da. Rausch
fegt durch ihre Glieder. Bunte Kleider
in betörenden Farben um sie. Die
Bühne wird zur Welt ohne Grenzen.

Auf dieser Bühne tanzen andere Marionetten,
tanzen den Tanz des Überflusses, der
Verschwendung, der Begierde ohne Ende. Die

verstaubten Marionetten tanzen mit. Auch
sie tanzen den Tanz der Begierde, der Verschwendung,
des Überflusses.

Sie kennen nicht die unsichtbaren Peitschen.
Die Seile des Gauklers sind zu hart für sie.
Der Tanz ist kein Tanz mehr. Die Marionetten
werden zum Gelächter, zum Gespött. Staub
lagert immer noch auf ihnen. Der Tanz kann
ihn nicht abschütteln. Der Staub klebt.
Aber die Begierde bleibt.

Der Gaukler ihres Domes ist verschwunden.
Die Lüge ist offenbar. Das Licht zeigt die
Blöße des Domes. Zum Vorschein kommen
Ratten. Die haben den Dom zerfressen.

Unbezähmbar. Auf unbekannter
Bühne die Herrschaft der Ratten.

Der Mann am Tisch ist vergessen. Die Augen sind
geschlossen. Blut rinnt über das verletzte
Gesicht. Die Ratten haben es zerfressen.
Die Fäden sind rausgerissen.

Immer noch tanzen die Marionetten getrennt
auf der selben Bühne den Tanz der Begierde, der
Verschwendung, des Überflusses und über
ihnen hängt das Gold.

Im Dom der Begierde wird das Gold zu
hauchdünnem Staub, lagert auf grauem Staub.

Der Tanz er stirbt.

Der Mann am Tisch lächelt.

Meditationen

Das Jahr – die Zeit

Gestern ist eigentlich morgen
was war morgen
was wird gestern sein
ich weiß es nicht
was gestern war – weiß ich
was morgen sein wird – weiß ich nicht
das stimmt, wenn ich an heute denke
gestern läuft in Jahrtausende und überall
ist etwas von mir
jeder Tag ist klein wie eine Zelle und groß
wie das Universum
jeder Tag und ich bin in jedem Tag
unbekannt, immer wieder unbekannt

Lachen – Weinen

Ich stecke mir einen bunten Schmetterling ins
Haar aus Papier, weil ich Lust habe, zu fliegen

Ich lege mir einen Schleier um den Hals, sehe
hindurch und möchte dich streicheln

Ich male meine Wangen an und ziehe rote Bänder
von den Fingern bis zum Hals, weil ich laut
schreien möchte

Ich hülle mich in schwarze weite Gewänder, weil
ich trauern möchte

Ich setze mir eine Krone auf, weil ich herrschen
möchte

Ich binde mir Schleifen ins Haar, um die Arme
und Beine, weil ich lustig sein möchte

Ich hänge mir ein durchsichtiges Tuch über den
Kopf bis zu den Füßen, weil ich nachdenklich
und allein sein möchte

Kostüm aus Luft gemacht

Farben in Fülle
Formen in Fülle
um mich herum Farben und Formen
an meinem Körper Farben und Formen
mein Körper ist Farbe und Form
ich genieße

Umhüllen – Verbergen

Ich umhülle mich, weil ich nackt bin und friere
der Stoff ist weich wie Wolle und Samt
ich bin geschützt
ich kann mich verbergen
ich kann mich ausdehnen
der Körper atmet
mein Gewand ist schön
wie mein Körper

Schönheit des Kleides

Das Kleid schmiegt sich an meinen Körper
wie meine Haut so dicht und glänzt

das Kleid ist leicht wie eine Wolke,
die mich umschmeichelt

das Kleid ist wie ein Ofen
und ich sitze mitten drin
und verbrenne nicht

das Kleid ist bunt wie tausend Blumen
und lockt zum andern hin

das Kleid hat viele, viele Taschen
mit Geheimnissen ohne Ende

das Kleid ist weit wie ein Talar
und umspielt meinen Körper

das Kleid ist wie eine Pluderhose und
lockt zum Tanzen

mein Kleid ist heute schön für mich

Und lacht

Wir fliegen, getragen vom Wind
wir sind federleicht
wir haben vergessen, daß wir keine Flügel haben

Federn brauchen keine Flügel
Federn sind Flügel

Wir sehen Länder, vom Wind getrieben,
wie wir nie gekannt

der Duft ist betörend, wir schwanken
wir liegen auf einer Wolke
die Nasenflügel öffnen sich
wir werden Duft
unser Entzücken ist groß.

Wir sehen Pflanzen, ihre Formen kennen wir nicht

sie bewegen sich, wechseln die Form
wir können sie nicht greifen
sie sind fest und haben Kontur
sie werden groß und wieder klein
dehnen sich aus und ziehen sich wieder zusammen
sie kichern und sprechen miteinander
als könnten wir sie verstehen
sie sind nie still, und doch ist es leise
die Farben kriechen in unser Auge
sie haben eine Musik, die bringt das Ohr zum Erzittern
und tut doch nicht weh
sind es eigentlich Pflanzen?
Sind es Pflanzen und Tiere zugleich?
Hier ist alles eins: Tiere, Pflanzen, Menschen,
Land, Wasser, Himmel.
Doch sind es Tiere, Pflanzen, Menschen,
Land, Wasser, Himmel.
Zerfließt es in unseren Händen wie ein Traum?
Ein Narrenspiel,
anfassen und doch nicht anfassen
es wächst in den Himmel
und ist klein wie ein Sandkorn
und lacht –

Verwandlung

Gestern war ich anders als heute
morgen werde ich anders sein als heute
gestern trug ich blau oder rot oder gelb
morgen trage ich braun oder grün oder weiß
und heute trage ich das, was an meinem Körper ist
immer macht Farbe etwas anderes aus mir
ich bin überrascht, wenn ich mich anblicke
meine zweite Haut gehört zu mir
sie ist mein Kleid, das ich wechseln kann
und ich werde ein anderer
so vielfältig bin ich

Und haben Zeit

Wir gehen auf den Straßen
unserer Städte und Dörfer
es geht so mühelos
unserer Füße tun nicht mehr weh
sie sind nackt und gleiten dahin
ohne den Boden zu berühren
wir spüren nicht das Pflaster, den Asphalt,
wir gleiten
wir erheben uns aus dem Alltag
immer weiter fort
alles wird so klein, was vorher so groß war
so unbedeutend, was vorher so bedeutend war
wir schweben und haben Muße,
weil wir kein Ziel mehr haben
wir schweben und dehnen uns aus,
weil wir kein Ziel mehr haben
jetzt sehen wir, hören wir,
was wir nicht kannten
jetzt fühlen wir, riechen wir, schmecken wir,
was wir nicht kannten

Wir sehen

Auf unserem Wege begegnen wir Menschen,
die aussehen wie wir
und auch wieder nicht
sie haben tiefe Falten,
ob sie alt sind oder jung
denn sie haben nur das Gewand ihres Körpers
die Falten erzählen ihr Leben
die Falten sind ihre Landschaft, machen sie schön
die Falten glänzen im Überfluß
leise ahnen wir, hören, fühlen, riechen
in dieser anderen Welt
sie zaubert ein Lächeln hervor

wir träumen und wissen – es ist wahr
in jeder Falte Perlen von seltener Schönheit
diese Menschen sind Licht
sie verbrennen uns
jetzt können wir unsere Falten hören, schmecken
wie viele Falten wir haben
wie tief sie sind
und wir haben es nicht gewusst
bei jedem sind sie anders
Farben und Formen
sie sind schön
wir staunen und berühren sie nur leise
sie durchdringen uns

Passion

Passion 1

Die Nacht ist so dunkel wie Samt.
Ich kann sie fast streicheln.
Vielleicht streichelt sie mich.

Da hängt einer im Baum.
Auch ihn streichelt die Nacht.
Schade, daß er es nicht mehr merkt.

Da schreit einer aus Angst.
Auch ihn streichelt die Nacht.
Sie ist so lind.
Sie streichelt immerfort.

Ich bin traurig.
Hat er den Tod noch vor sich?
Und ich schon hinter mir.
Ich liege im Gras und träume.

Passion 2

15. Nisan

In meinem Garten steht ein Kirschbaum.
Er blüht.
Ich atme den Duft ein.
Die Bienen summen.

Nur die Vogelscheuche im Baum
stört mich.

Die Kirschen sind doch noch gar
nicht reif.

Passion 3

Das eine Auge von Jesus ist schief.
Schadet das was?
Der Mund ist schwer,
der leidet so.

Wenn die Augen richtig sind,
muß der Mund erhaben sein.
Der Mund ist aber nicht erhaben,
also muß das Auge schief sein.

Passion 4

Die Maske

Jesus trägt sie zuerst -
die Maske ohne Farbe,
in der Tränen sind wie Feuer
der Tod zuschlägt
Blut gerinnt zu Eis.

Barmherzigkeit ist fehl am Platz
nicht mit dir, Jesus
auch nicht mit mir.

Die Maske wandert -
von einem zum anderen
immer ist einer da
wann ist der letzte dran.

Habe ich Lust, diese Maske zu tragen?
Dann saugt sie sich fest -
Linie für Linie
sie wird mein eigenes Gesicht.
Ich bin die Maske der Passion -
ich atme anders -
ich sehe anders -
ich lache anders.

Passion 5

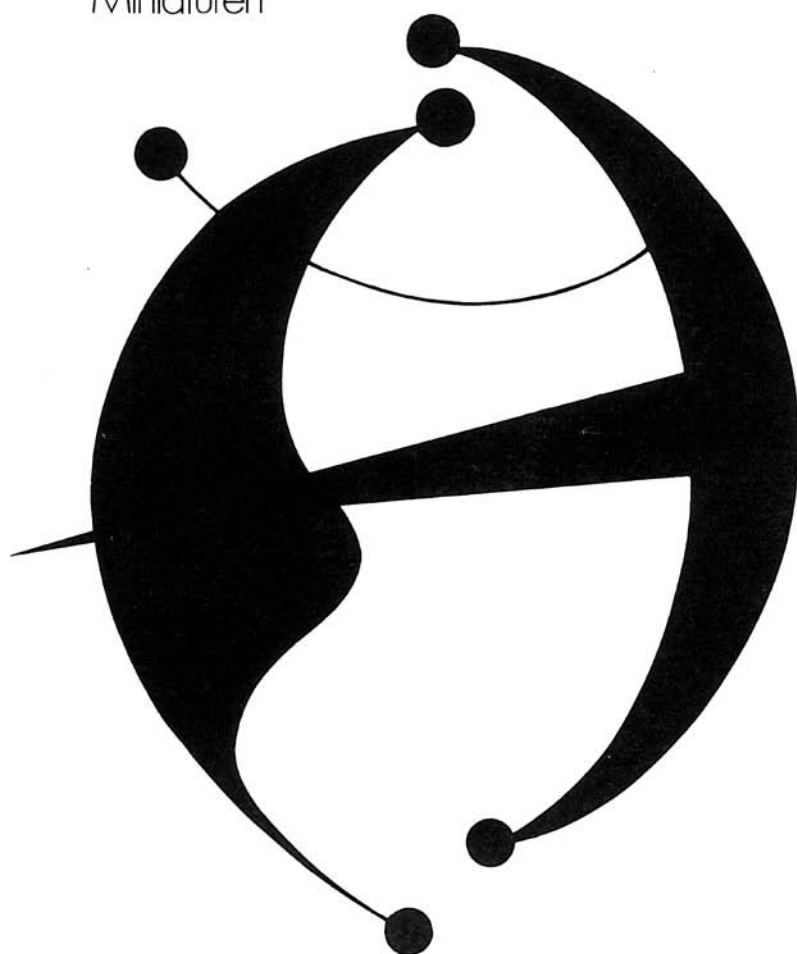
Ein kleines Kreuz liegt auf der Straße.
Ganz bestimmt hat es jemand verloren.
Sicher sucht er es jetzt.
Es hing an seinem Hals.
Es hängt an vielen Hälsen.

Ab und zu greift er nach ihm.
Erleichtert stellt er fest: Es ist noch da!
Es muß auch da sein, sonst passiert etwas.
Was, ist gar nicht ausgemacht,
Irgendetwas eben,
Etwas Schlimmes.

Erika Krumwiede

GLASKOPF

Miniaturen



Inhalt

Eine kleine Katze	89
Zwei rote Schuhe	89
Steine	91
Köpfe	92
Drei Sequenzen über den Spiegel	93
Das Tier	94
Tränen	95
Der Garten	95
"In den Griff bekommen"	96
Flügel	96
Verwandeln	97
Die roten Fingernägel	98
Grün	98
Sieben Sequenzen über Makellosigkeit	99
tot	103
Der kleine Stein	104
Der weiße Hof	105
Der König	106
Die weiße Blume	107
Geburtstag	107
Dreizehn Sequenzen über 365 Tage	108

Eine kleine Katze

Eine kleine Katze schleicht durch den Raum. Ihre weichen Tatzen sind lautlos. Ihre grünen Augen spähen. Nichts ist da, was zu ihr gehört. Es riecht nach nichts. Sie kommt sich verloren vor. Sie schleicht Stunde um Stunde - immer lautlos. Ab und zu miaut sie leise. Keine Antwort - kein Echo. Niemand merkt, daß sie da ist.

Irgendwann spreizt sie ihre Krallen. Es muß doch etwas geschehen: eine schwarze Katze mit weißen Krallen, ein schönes Tier. Grün leuchten die spähenden Augen.

Dann doch. Die Menschen staunen. Irgend etwas ist da, was sie nicht sagen können. Fremd und doch bekannt. Ein Weilchen ist es ganz still. Die Spannung wächst. Da geschieht das, wovor sich alle fürchten: aus dem Kätzchen wird eine Katze - schön - wild - ein Raubtier, großartig - stark. Stärker als alle, die da sitzen - größer als alle, die da sitzen - schöner als alle, die da sitzen. Die Katze duckt sich, zum Sprung bereit. Die da sitzen halten den Atem an. Sie können nicht ausweichen - nicht die Jungen, nicht die Alten.

Plötzlich in einem Augenblick sind die Jungen nicht mehr da - aber schöne, starke Tiere, schwarz mit weißen und roten Krallen.

Die Alten fallen in sich zusammen. Sie öffnen weit die Münder, aber ihr Schrei ist ohne Laut. Ihre Mundwinkel reißen auf, aber der Ton ist verloren gegangen.

Zwei rote Schuhe

Zwei rote Schuhe begeben sich auf den Weg. Sie suchen ein lebendiges Haus und finden ein totes - ein schönes, aber ein totes. Die roten Schuhe wandern durch Gänge, durch Räume, Treppen rauf und runter, durch Höhlen, über Höfe. Alles ist leer. Alte Steine, uralte, nicht regelmäßig, das sind die Wände, die Treppen und fensterlose

Fenster. Dunkel ist es hier nicht. Überall sind Lichter aufgesteckt, aber alles ist leer.

Die roten Schuhe gehen und gehen. Sie sprechen vor sich hin: Schön! Wie ist das schön hier! Plötzlich bleiben sie stehen, stutzen: Was war hier vor langer Zeit? Wer war hier? Es war doch nicht immer so. Ein leichter Schatten huscht durch sie hindurch. Der Schatten war so flüchtig, schon wieder vergessen. Wie ist das schön, sagen die Schuhe.

Und wieder bleiben sie stehen: Die Ordnung, die makellose Ordnung. Tötet sie Geschichte langer Zeiten? Und wieder huscht ein Schatten: Ein Raum liegt da. Die Schuhe bleiben stehen, und erstaunt sehen sie Dreck und Abfall im Dunkeln. Sie wenden sich ab und sind nachdenklich. Ist hier etwas übersehen worden? Ein Raum, der anders ist. Er ist versperrt. Durchsichtiges Glas hindert. Dahinter ist Winter. Lange weiße Eiszapfen ohne Frost hängen von der Decke und unten liegt Dreck. Hier ist lange, schweigsame Geschichte. Sie ist so langsam, daß die roten Schuhe es nur ahnen können. Die Zapfen werden länger durch Jahrhunderte und schweigen. Jetzt ist der Schatten undurchdringlich geworden. Das durchsichtige Glas sagt: Nicht berühren, die Geschichte könnte sterben. Die Schuhe sagen: Bitte, nur ein bißchen fühlen. Aber das Glas hat ein Schloß.

Irgendwo sind Augen, tote Augen, Puppenaugen. Viele alte Puppenaugen. Sie schauen ins Leere. Die roten Schuhe zittern. Die Augen sind nicht tot. Sie fangen an zu glitzern, zu strahlen mitten in die Augen der Schuhe. Die Schuhe wollen laufen. Weit weg. Aber sie können nicht. Die Puppenaugen halten sie fest. Der Schatten wird dunkel und schwer. Die roten Schuhe schütteln sich. Langsam, sehr langsam gehen sie weiter. Aber überall sind Puppenaugen, die nicht loslassen. Hier sind die Wände weiß, voll strahlender Helle. Die Puppenaugen sind dunkel, schwer und blitzen. Wer sitzt in diesen kleinen Körpern? Haben sie Seelen, die vergessen sind?

Nicht Puppen haben in diesen Gewölben, Höhlen, Treppen und Gängen gewohnt, das wissen die Schuhe. Jetzt können sie den Schatten fast anfassen.

Die Ordnung ist keine Ordnung. Hier ist es nicht tot. Hier lebt das Leben von Jahrhunderten. Ein Schleier, der die Berührung nicht zuläßt.

Über dem Gemäuer aber steht ein Haus mit Leben von heute, Geschäftigkeit, Reden, Handwerken den ganzen Tag wie überall. Dieses Leben merkt nicht einmal, daß unter ihm Leben von gestern brodelte.

Und irgendwo steht eine Schale mit einem goldenen Fisch. Er schwimmt im Wasser, das ewig fließt. Und das Haus oben hat vermoderte Balken, die schreien: Alles vergeht! In den Gewölben unten aber sind Schatten, die leben.

Die roten Schuhe ziehen die schweren Schatten hinter sich her, als sie fortgehen.

Steine

Ein großer Platz - menschenleer - nur Steine - graue Steine - große und kleine - viereckige und vieleckige - sorgfältig aufgeschichtet oder aufgetürmt zu Haufen. Alle liegen hinter einem Maschendraht, wohl verwahrt. Niemand ist da, der sie schädigt, nicht heute und in langen Zeiten nicht.

Alle, die da liegen, sind Menschen von gestern. Sie haben sich einen Schutzpanzer übergezogen, damit sie leben können, so lange wie die Welt unrein ist.

Es gibt aber auch andere. Die haben keinen Schutzpanzer an. Die fahren, fahren, fahren. "Sollen sie fahren bis der Himmel stinkt", sagen die Steine. Die bauen, bauen, bauen. "Sollen sie bauen bis der Himmel schwarz ist", sagen die Steine. Die denken, denken, denken. "Sollen sie denken bis der Himmel Blut ist", sagen die Steine.

Wenn der letzte Tropfen vom Himmel fällt, ist die Welt wieder rein. Dann ziehen die Steine den Schutzpanzer aus und beginnen von vorn. Immer wieder.

Köpfe

Ein Kopf fliegt durch die Welt - riesengroß und schön wie eine duftende Rose, Er bewegt sich so leise wie ein Lufthauch, so schnell wie nie ein Mensch gedacht. Sein Mund ist geschwungen von abertausend Küssen und doch unberührt, kalt und hart. Die Augen schauen in die Ferne. Die Unendlichkeit wird von ihnen verschlungen. Der Helm ist ein Teil des Kopfes, aus ihm herausgewachsen, umhüllt ihn. Niemals kann er entfernt werden. Messerscharf sind die Kanten. Das Gesicht ist vollkommen bis in den Helm. Kein Fehler hat jemals diesen Kopf gesehen. Abertausend Jahre ist er alt. Jetzt steht er da in tödlichem Schweigen.

Ein zweiter Kopf, nicht größer als jeder andere, ist durchsichtig. Die Augen können bis auf den Grund sehen. Nichts ist verborgen. Nicht ein Geheimnis macht neugierig. Glasklar ist dieser Kopf, ein Totenkopf, ein Kristall, Das Glas ist nicht zersprungen und hätte doch geschehen müssen. Denn ohne Rücksicht ist dieser Kopf entstanden, und der Kristall ist geschmeidig geworden, hat zugestimmt. Glasklar und voller Geheimnis. Auch dieser Kopf ist uralt.

Ein dritter Kopf. Einer so wie alle und doch anders. Er hat einen Körper. Auf seiner Stirn fließt geronnenes Blut. Sein Kopf trägt eine Landschaft. Sie ist mit ihm zusammengewachsen. Sie ist er selbst. Er ist jung - gerade erst geboren.

Der Mensch ist Spielball oder Ebenbürtiger.

Drei Sequenzen über den Spiegel

I

Ich wohne hinter der Tür mit dem kleinen Spiegel. Alle denken: ein Guckloch von draußen nach drinnen.

Einer kam lachenden Auges: Der kleine Spiegel ist das Schönste bei dir.

Irgendwann ist der Spiegel verschwunden. Es war wohl einer da, der sehen wollte, ob etwas für ihn zu holen sei. Er fand nur sich.

II

Ein alter runder Tisch. Sein Gesicht ist bunt bemalt: Häuser, Spielkarten... Irgendwo dazwischen hat er ein kleines Loch. Ich fasse mit dem Finger hin. Ich lache. Eine Spiegelscherbe, eingelassen in das bunte Gesicht, die leuchtet.

Diese winzige Spiegelscherbe ist wie ein Diamant am Finger einer alten Hand.

III

So groß ist der Spiegel an der Wand, daß er verschwindet. Ein Raum öffnet sich. Ich gehe schnell. Jemand kommt auf mich zu. Ich nehme ihn kaum wahr. Plötzlich ein Schrei. Erschrocken halte ich inne. Ich stehe vor mir selbst und schäme mich.

Das Tier

Mir sitzt ein schwarzes Tier im Nacken. Es hat einen ausgedehnten, flachen Leib und viele kurze schwarze Arme, die den Rücken hinab reichen, den Hals hinauf bis zu den Schultern.

Es sitzt so fest, als ob es ein Teil von mir wäre. Es tut mir sehr weh. Ich schüttle mich. Es ekelt mich. Ich schweige.

Ich kann das Tier nicht entfernen, darum mache ich etwas anderes daraus: Hände, weiche Hände. Sie liegen auf meinem Rücken. Sie massieren leise und behutsam den Nacken. So müßte es gut sein. Oft will ich an diese Hände denken.

Aber zu meinem Entsetzen ist das schwarze Tier immer wieder da. Es ist stärker als die Hände. Es sieht durch die Hände hindurch.

Plötzlich begreife ich. Dieses Tier gehört zu mir. Es ist nicht schwarz, sondern rot und ist kein Tier. Es ist schlimmer und auch wieder nicht. Es redet mit mir unerbittlich. Ausflüchte, Tröstungen, Streicheleien kennt es nicht. So lange es rot ist, weh tut, lebe ich. Ist es erst schwarz, unverwandelbar, bin ich tot.

Ich merke, daß das Tier klug ist, so klug, wie ich noch nie gewesen bin. So gibt es etwas in meinem Körper, das klüger ist als ich. Es hat eine Sprache, die ich noch nie gesprochen habe. Diese Sprache ist klar, eindeutig und stark. In dieser Sprache ist alles enthalten, was ich nur denken und fühlen kann. Es ist so empfindsam wie der Fühler einer Schnecke, so klug wie ein großer Denker, so stark wie ein Geschoß. Und langlebig, trotz aller Angriffe.

Ich muß gehorchen.

Tränen

Gestern war ich traurig
die Leute waren so groß
sie sahen nichts
eins, noch unfähig zu reden
noch unfähig zu gehen
sah mich an
seine winzigen Finger tasteten
vorsichtig in meinem Gesicht
sie hinterließen Spuren
die ich lange spürte
ohne sie zu entfernen

Der Garten

Ein großer, bunter Garten, lachend vor Fülle. In diesem Garten steht ein Totenhaus.

Einer geht durch den Garten mit geschwellter Brust. Sein Kopf ist angefüllt mit Phantasie, so meint er. Er geht schnell, zielgerichtet. Immer wieder aber hält ihn etwas auf. Mal ist es eine aufreizende Farbe, mal ein betörender Geruch, mal eine skurrile Form von einem Baum.

Er geht immer langsamer, nachdenklicher. Seine geschwellte Brust verliert bei jedem Schritt. Sein Kopf ist leer. Hat er jemals gewußt, daß Farben, Formen, Töne so unendlich sind? Sein Leben wird nicht reichen, um ein Stückchen dieses Gartens zu begreifen. Ihn schwindelt.

Dann steht er vorm Totenhaus. Dunkel, schwer und einsam. Hier ist meine Phantasie begraben.

Aber irgendwann weiß er: Ich bin wie dieser Garten.

"In den Griff bekommen"

Eine kleine Blume steht am Wegesrand. Die Sonne scheint in ihre Blütenblätter. Der Wind bewegt sie leicht hin und her. Wenn eine Biene kommt, verneigt sie sich. Sie ist ein Wunderwerk an Schönheit. Sie weiß es.

Da kommt ein Mensch den Weg daher. Er bricht die Blume und nimmt sie mit nach Haus. Er hat einen großen Schrank mit unendlich vielen kleinen und großen Schubladen. In jede der Schubladen tut er etwas von der Blume: Ein Blütenblatt, ein Laubblatt, den Stengel, die Staubgefäße, den Stempel und so fort. Dann holt er ein Buch mit vielen Seiten und notiert.

Am nächsten Tag zieht er den Schrank in ein Haus mit Treppen, langen Gängen und vielen Räumen. Erwartungsvolle Augen sehen den Schrank. Sicher sind Geheimnisse darin. Er öffnet und holt heraus: Ein Blütenblatt, einen Stengel und so fort. Er sagt: Folgendes kann mit der Blume gemacht werden: trocknen, Tee kochen, Verletzungen heilen, Tiere füttern und so weiter.

So, jetzt wißt ihr Bescheid.

Ein Auge nach dem anderen schließt sich, wie auch die Schubladen geschlossen werden. Das Geheimnis ist gestorben. Nie haben die Augen die kleine Blume gesehen.

Flügel

Durchsichtige Flügel mit lautem Ton
zart und stark
bunte Augen aus einer Hülle entschlüpft
Farbe in Farbe
lange Beine, angewinkelt
zum Sprung bereit
Farbe im Verborgenen, ab und zu
öffnet sich die Schönheit Im Rhythmus
das Gesicht nach oben gewandt

bleich unentwegt sichtbar
rote Flecken, die Ränder braun
tastende Fühler im Spiel
zartes Geäst, sichtbar
wenn die Schönheit geschlossen
rot verwandelt sich und wird bunt
verschwenderische Vielfalt

dunkel ist die Farbe von innen
so, als verberge sie Schwermut
Zangen spiegeln sich wieder
in den Füßen
gelb, gelb, gelb, ganz hell bis dunkel
die Tupfer sind verloren
blau ist tief und kühl
beginnt zu leuchten

Verwandeln

Ich stecke mir einen bunten Schmetterling
ins Haar aus Papier,
weil ich Lust habe zu fliegen

ich lege mir einen Schleier um,
weil ich dich streicheln möchte

ich male meine Wangen an und ziehe
rote Bänder von den Fingern bis zum Hals,
weil ich schreien möchte

ich hülle mich in schwarze, weite Gewänder,
weil ich trauern möchte

ich setze mir eine Krone auf,
weil ich herrschen möchte
ich binde mir Schleifen ins Haar,
um die Arme und Beine, um jeden Finger,
weil ich lustig sein möchte

ich hänge mir ein Tuch über den Kopf
bis zu den Füßen,
weil ich nachdenklich und allein sein möchte

Die roten Fingernägel

Im großen Raum ist nichts, was das Auge gern ansieht: Dunkler Fußboden, dunkle Türen, ein paar nichtssagende Tische und Stühle, weiße Wände, eine hohe Decke, Neonleuchten. Eine dunkle Treppe macht den Raum zu einem Durchgang.

Nur eins fängt mein Auge auf: Zehn dunkelrote Fingernägel. In diesem Raum etwas sehr Ungewohntes. Ein kleines Spiel beginnt. Erst unterm Tisch. Ganz behutsam, fast unbewußt, kommen eins - zwei - drei Finger hervor. Diese Finger werden mutiger, als sie das Interesse sehen. Bis die Hände mit den roten Spitzen auf dem Tisch liegen. Was wirst du machen, fragen sie?

Grün

lange Grannen, weich wie Flaum
der Wind streicht darüber hin
wie eine Hand, die über Samt streicht

Bewegen ohne Kraft - ohne Willen
kaum spürbar - wie lange Wellen
ein Spiel ohne Seufzer

Dieses Genießen ist weltvergessen
setzt sich fort und kommt wieder
auf kleinem Raum

grenzenlos wie ein nie
gesprochenes Wort

Sieben Sequenzen über Makellosigkeit

I

Graue Steinchen liegen nebeneinander
übereinander, untereinander
makellos in der Farbe
steril im Verzicht auf Grünes
leblos, ohne Wärme

Tauben fliegen vom Dach
setzen sich auf das Grau ohne Grün
trippeln von Steinchen zu Steinchen
nicken mit den Köpfen
und sind selbst makellos weiß

II

Eine alte Frau geht über die Fliesen
barfuß, fast unbekleidet
schlank, hochgewachsen

Ihre Haut hat Falten ohne Ende
aneinander gereiht
glatte Haut hat keinen Ort

Ihr Gesicht ist klug
sie weiß, sie schreitet
ruhig wie Königinnen

III

Ein winziges Täschchen
an seinem Gürtel
aus Leder

er hütet es sorgfältig
niemand weiß, was es enthält

er öffnet das Täschchen
irgendwann
nimmt einen kostbaren Stein heraus
betrachtet ihn lange
der Stein ist so klein
nur er sieht ihn

die anderen haben Fäuste
haben einen Fußball
schlagen sich und schreien
er hat winzige Steine

den ersten tut er wieder hinein
nach einer langen Weile
nimmt einen anderen heraus
ist versunken
ein Knabe

makellos sind die Steine
Diamant - Rubin - Achat

irgendwann erlöscht der Glanz in seinen Augen
man hat ihm gesagt nur Glas, nur Glas

IV

Spiegelglatte Fläche
Metall gleitet darüber hin
schneidet Spuren

Zwei Menschen
tanzen e i n e n Körper

geben den Spuren Formen
Leere umgibt sie
aber auch dichtgedrängte Menge

Der Rücken gefriert
der Atem wird klein

V

Makellos ist das Weiß und das Schwarz
ohne Farbe - nicht angreifbar
jeder Angriff zerschellt
das Leben ist ausgewandert in den Krieg

Der Krieg hat Farbe
ohne Ende wie die Liebe
war gestern, ist heute und wird morgen sein
aber morgen wird der Krieg makellos sein

VI

Die Frau mir gegenüber ist ganz Dekolleté
elfenbein die Haut
ohne eine Falte
geschwungen die Linien des Halses
der Schultern, bis hinab zum Ansatz der Brüste

mein Auge gleitet wie schwebend
über diese makellose Landschaft
nicht begreifend, daß sie lebendig ist
die Begierde hat keinen Raum

die Frau mir gegenüber ist jung und fett

VII

Makellos ist der Begleiter
von Anfang an
ich ahne ihn nicht
unbemerkt geht er neben mir
ich kenne ihn nicht
ich weiß nichts von ihm
meine Augen sind offen für alles
für ihn nicht

irgendwann tritt er mir gegenüber – fremd
noch nie ist mir jemand so begegnet
ich muß die Schuhe ausziehen
denn hier ist heiliges Land

der Liebhaber des Lebens steht vor mir
ganz anders als ich gedacht habe
voller Schönheit, voller Phantasie und Liebe
voller Farbe und Musik
so habe ich gedacht

diese Schönheit aber ist makellos
Farbe, noch nie gesehen
Musik, nicht von dieser Welt
die Liebe liebt über das Leben hinaus

die Angst bricht mir aus

ich will Liebe, die Grenzen hat
Farbe, die Farbe ist
Musik, nach der ich tanzen kann

ich ziehe meine Schuhe wieder an

tot

tot - drei Buchstaben
eigentlich nur zwei
und einer davon doppelt
ich kann lesen von vorwärts und rückwärts
es bleibt dasselbe
tot ist tot - wirklich tot
das ist null

null hat alles in sich
minus und plus nach beiden Seiten
null gleich o
t nach rechts und nach links
heißt das etwa, daß das verlassene t vor o
sich wiederholt in dem t nach dem o
dann bleibe ich null

ich nehme Einfluß
ich schreibe tot nicht klein sondern groß
Tod
welche Überraschung
t wiederholt sich nicht
verwandelt sich
wird weich und zärtlich
Tod
setzt sich fort ins Unendliche

Der kleine Stein

Vor lausenden von Jahren
lebte ein winziger Stein
er leuchtete
niemand sah ihn, weil es Menschen
noch nicht gab

Der kleine leuchtende Stein wuchs und wuchs
er ist groß geworden
er wandert
er hat ein Gewand, das nicht auffällt
es sieht aus wie die Spur, die er hinterläßt
der Stein der Weisen
er kann sagen, was morgen ist, übermorgen
und in tausend Jahren
jemand ist da, der ihm Schweigen gebietet
das Geheimnis
und noch etwas ist da
es leuchtet und hat viele kleine Falten
das Lachen in der Welt
auch morgen wird es lachen
die Welt wird lachen und vielleicht wissen

Plötzlich duckt sich das Lachen, ist still
der Stein hört auf zu wandern
das Geheimnis ist da

Es lüftet den Schleier
blaß ist sein Gesicht - eine Maske

Der Stein der Weisen geht wieder seinen Weg
hinterläßt seine Spur
wandert, wird groß und mächtig
der Schleier fällt und verhüllt
das Geheimnis ist wieder Geheimnis
das Lachen hat wieder Lust zu lachen
so wird es morgen sein

Der weiße Hof

Heute scheint die Sonne. Alles ist blendend weiß. Ich gehe irgendwelche Straßen. Dann der große Garten. Weiße Bäume und Büsche ohne Blumen. Bunte Punkte sind all die Menschen in der weißen Landschaft.

Manche Bäume, immergrüne, haben weiße, hängende Äste bis zur Erde. Kleine Büsche sind ganz verschwunden, als ob sie eine dicke Decke über sich gezogen hätten. Manche haben gespaltene Äste. Ich zupfe, aber die Last hat sich festgebissen. Ein Baum ist riesengroß. Sein Haupt ist nach oben gerichtet. Ihm tut das alles nicht weh. Seine Äste neigen sich nur ein wenig. Die Geschnittenen, vorschriftsmäßig Geformten tragen weiße Mützen. Sie stehen ihnen zum Lachen gut.

Ich gehe schnell und werde immer unruhiger. Friedhof - hier findet Verstümmelung und Vernichtung statt. Natur gegen Natur. Die Bäume sind groß, die Büsche wachsen schnell. Sie haben überall Nahrung. Unter ihnen die, an denen sie sich sättigen. Sie kriechen mit ihren Wurzeln in die Särge, öffnen sie und laben sich. Niemand wehrt ihnen. Und die Menschen staunen über den schönen Garten. Irgendwann werden auch sie das Labsal sein.

Die Bäume hier sind unbescholten schön und haben Frieden. Die Last aber fällt vom Himmel langsam und stetig. Die Bäume seufzen. Manche schreien und zerbrechen.

Die Last ist gnadenlos, wird schwer, irgendwann zu schwer. Der große Baum aber wird noch lange lächeln.
Natur gegen Natur.

Die Steine haben sich schön gemacht. Über ihren Gesichtern tragen sie einen königlichen Hut, einen kostbaren Pelz um die Schultern, die schmutzigen Falten sind weiß geworden.

Zwei blutrote Punkte stecken rechts und links neben einem Stein. Der Stein trägt eine gemeißelte Rosenknospe im Gesicht. Die blutroten Punkte aber sind lebendig. Sie werden nicht lange leben. Sie werden sterben in dem kalten Weiß. Natur gegen Natur. Jetzt aber leuchten die winzigen blutroten Punkte in dem großen weißen Garten und unterbrechen einen Augenblick den unerbittlichen Kampf.

Man kann ja nie wissen - steht auf einem Stein, gut lesbar zwischen all der weißen kalten Pracht. Am Dach beim Ausgang hängen glasklare Dolche.

Der König

Ein dickes orangefarbenes Auto fährt durch die Straßen. Ab und zu hebt und senkt sich sein Leib.

Orangefarbene Männer eilen hin und her, um den Müll in den dicken Leib zu stopfen. Vorn im Wagen sitzt ein Mann - hoch oben. Er fährt immer nur wenige Schritte und liest Zeitung dabei. Die Straße ist langweilig. Auf dem Sitz neben ihm hockt sein kleiner Hund mit einem Schleifchen am Hals. Ab und zu bellt er irgendwohin. Die Straße ist so langweilig.

Der Mann mit seinem orangefarbenen Auto ist der König der Straße. Er weicht niemandem aus. Es läßt ihn kalt, daß sich hinter ihm Schlangen von Autos ansammeln. Sie hupen nicht einmal. Geduldig warten sie, bis sie vorbeifahren können. Es ist ja ihr Müll, der vor ihnen verschluckt wird.

Der Mann im orangefarbenen Auto kann die langweiligen Straßen nur aushalten, weil er der König ist.

Die weiße Blume

Ein kleines Kind spielt zwischen den Bäumen. Die Eltern liegen auf der Wiese. Sie träumen und erzählen sich leise. Plötzlich fällt ihnen auf, daß sie das Kind lange nicht mehr gehört haben. Sie rufen. Antwort kommt nicht. Sie suchen, rufen, schreien. Entsetzt laufen sie hin und her. Nichts. Wer hat das Kind gesehen? Tagelang, wochenlang wird gesucht. Nichts.

Einmal geht einer allein durch diesen Wald. Er weiß nichts von dem, was hier passiert ist. Er kommt nie wieder. Einmal gehen zwei durch diesen Wald. Auch sie kommen nicht wieder.

Irgendwo im Wald steht eine kleine Blume. Sie ist unauffällig, weiß. Niemand beachtet sie. Manchmal riechen die Hunde an der kleinen Blume und bellen. Die Menschen sehen nicht hin. Bis einer die Blume pflücken will. Vor den Augen der anderen verschwindet er, von der Blume aufgesogen, ist nicht mehr da. Alle, die davon hören, schütteln die Köpfe.

Die Blume aber steht unbeschadet da. Sie breitet ihre Wurzeln aus. Immer mehr weiße Blüten kommen aus der Erde. Immer mehr Menschen verschwinden.

Entsetzen breitet sich aus. Überall weiße Blumen. Immer weniger Platz für den Menschen. Bis der letzte Mensch vertilgt ist.

Die Erde strahlt in weißem Glanz.

Geburtstag

Gesundheit und langes Leben
dreißig mal, fünfzig mal, siebzig mal
das ist heute alles

Dreizehn Sequenzen über 365 Tage

I

365 Tage - jeder Tag hat einen Namen. Diese Namen wiederholen sich: 50 mal, 52 mal. Am Ende der 365 Tage steht ein alter Mann. Er ist klein, ganz klein. Er hat 365 Tage gelebt. Er hat 365 Falten im Gesicht. Wenn ich hinsehe ist es ein Gesicht, das klein ist und rund. Die Falten sind eigentlich gar nicht da. Ich habe sie nur gedacht. Er sieht mich an, und ich weiß, er ist ein alter Mann und ist ein Kind. Und wenn ich denke, daß es ein Kind ist, dann muß ich etwas tun für dieses Kind. Es ist erst 365 Tage alt. Das ist noch nicht alt genug, um allein zu gehen. Ich fasse es an die Hand und denke, daß es sich führen läßt. Diese Hand erschreckt mich. Diese Hand ist eigentlich so, daß ich weiß, ich bin gar nicht nötig.

365 Tage sind Millionen von Sekunden. Millionen von Sekunden ist diese Hand alt. Was ist da alles geschehen. Die Hand weiß so viel, was ich nicht weiß. Wenn ich die Hand wieder anfasse, merke ich, daß sie sagt: "Du mußt geführt werden." Das empört mich. Meine Hand ist immerhin tausendmal älter. Was ist denn eigentlich so anders an diesen beiden Händen? Ich muß wohl gar nicht begriffen haben, was eine Sekunde ist. Ich muß wohl immer nur gesehen haben, wo ich eine Hand finde, die ich anfassen und führen kann. Ich habe mich sehr geirrt.

Der alte Mann sieht mich an und lächelt: "Verstehst du jetzt?" Ich weiß nicht, ob ich verstehe. Ich denke, es ist mein Kind, und es ist nicht mein Kind. Es hat mich schon sehr lange verlassen - 365 Tage. Wie kann ich es wiederfinden? Der alte Mann blickt mich an: "Ich bin doch da. Ich bin doch neben dir. Du mußt nur wissen, daß ich ein alter Mann bin, nicht dein kleines Kind."

Der alte Mann soll mein Kind sein. Ich habe die Hand gespürt. Die Hand ist fort. Plötzlich fühle ich sie in meinem Gesicht. Wie weich sie ist, wie behutsam. Sie streicht über meine Wangen, und das Kind sagt: "Warum weinst du?" 365 Tage sind schön, sind lang, sind voller

Lust und Entdeckungen. Das sagt die Stimme nicht, aber ich höre es. Ich fühle es durch die Hand. Warum weine ich? Ich höre, daß ich sage: "365 Tage sind lang, 365 Tage bin ich älter geworden. 365 Tage bist du älter geworden, und ich habe dich nicht eingeholt. Du bist weit weg. Nimm deine Hand nicht fort. Die Hand ist die Schnur zwischen dir und mir." Der alte Mann sagt: "Die Hand nehme ich weg, sie gehört mir, nicht dir." Er dreht sich um und geht. Und ich sehe, das ist mein Kind. Es geht fort und wird alt. Werde ich auch alt? Oder nur mein Kind? Entfernt uns das Alter unendlich? Weiß ich nicht, daß ich alt werde und darum geht das Kind fort? Ich möchte eine alte Frau sein.

Ob der alte Mann gehört hat, daß ich eine alte Frau sein will? Er dreht sich um, blickt mich an, und ich sehe, er ist mein Kind. Aber er ist doch der alte Mann. Sind wir beide alt? Beide haben wir 365 Tage gelebt. Beide sind wir alt. Wie sieht mein Gesicht aus? Weiß er, daß ich seine Mutter bin? Vielleicht ist es gar nicht wichtig für ihn. Vielleicht sieht er: Da ist eine alte Frau. Sie hat 365 Tage gelebt. Ich sehe es in ihrem Gesicht. Er lächelt und sagt, ohne zu sprechen: "Ich verstehe."

II

Ich habe doch ein hübsches Kind. Findet ihr nicht auch? Es hat ein rundes Gesicht, schöne Augen, große Augen und kleine Hände. Die sind so, ich weiß gar nicht, wie ich sagen soll. Ich mag sie immer zwischen meine Hände nehmen. Ich möchte, daß mein Kind so klein bleibt. Dann habe ich immer etwas, was ich liebhaben kann, was ich so ein wenig drücken kann. Das gefällt mir. Was mache ich, damit mein Kind so klein bleibt? Ich weiß es nicht genau. Ich glaube, es dauert lange bis ich meine Einwilligung gebe, daß es größer wird. Was ist dann eigentlich noch so liebenswert an dem Kind? Ich habe Angst, daß es fortläuft, daß es nicht mehr tut, was ich sage. Das Allerschlimmste ist, daß es mir nicht mehr gehört. Ich will das nicht. Das Kind kann mir niemand nehmen. Nur es selbst. Wenn es nun sagt: "Ich will klein bleiben." Finde ich das gut? Ich glaube nicht. Ich

möchte den anderen zeigen, daß mein Kind groß wird, daß es etwas kann, daß es so ist wie die anderen Kinder. Daß ich nicht ein Kind habe, über das man lächelt und sagt: "Na ja, da stimmt etwas nicht." Das will ich auch nicht.

Vielleicht kann ich es in meinen Gedanken klein lassen. Wenn ich es anblicke, sehe ich immer mein kleines Kind. Das weiß ja niemand, wird niemand merken. Bin ich da so sicher? Wird mein Kind das auch nicht merken?

Es soll groß und stark werden - ein angesehener Mann - aber doch klein für mich und für ihn. Und er soll vergessen, daß er schon einmal 365 Tage alt war, ein alter Mann. Wenn er klein bleibt, werde ich ihn einholen. Als er ein alter Mann war, konnte ich ihn nicht einholen. Die anderen werden nicht merken, daß er klein bleibt. Sie sehen nicht, daß er die 365 Tage vergessen hat.

Wenn ich denke, daß mein Kind klein bleibt, bleibt es klein. Nur äußerlich wird es groß und macht alles, was die anderen auch machen. Aber meine Gedanken haben Macht über das Kind.

Der alte Mann dreht sich um, sieht mich an, und er verliert sein altes Gesicht. Er sieht mich an, und er hat das Gesicht wie das Kind. Aber seine Stimme ist die des alten Mannes. Er sagt: "Du hast nicht das Recht, so zu handeln. Ich will leben wie ich will. Ich bin aus deinem Leib gekommen, da will ich nicht wieder hin zurück. Ich hasse dich, wenn du so etwas machst. Und ich sehe an deinen Augen, daß du es vorhast."

"Was hast du gesagt? Du haßt mich? Nur weil ich will, daß du klein bleibst? Ich setze es durch. Ich werde können, daß du so klein bleibst. Aber ich will nicht, daß du mich haßt. Begreifst du denn nicht, daß es schön ist, klein zu bleiben? Du hast eine Mutter, die sorgt für dich. Du bist behütet. Es ist warm. Begreifst du das nicht? Warum haßt du mich? Ich will, daß du mich liebst."

Das Kind verliert das Gesicht und sagt: "Ich bin kein Kind. Ich bin alt. Alles kannst du machen, aber eins nicht. Du kannst nicht machen, daß ich dich liebe. Das kannst du nicht. Du mußt 365 Jahre leben. Hast du dann vielleicht begriffen? Ich liebe dich, wann ich will."

III

Ich bin jetzt wirklich alt, eine alte Frau. Du bist ein angesehener Mann und bist klein für mich und dich. Das weißt du. Und du findest, daß es Zeit ist, daß ich weggehe. Du willst nicht mehr klein sein. Du irrst dich. Wenn ich weggehe, bleibst du klein und wirst noch kleiner, weil ich da bin - mehr als jetzt.

Du willst nicht alt werden. Du willst mich nicht mehr sehen. Alt werden, ohne klein zu sein, ist schrecklich. Klein sein, ohne alt zu werden, ist schrecklich. Und du hast vergessen. Ich werde sterben, ohne zu wissen. Du wirst leben, ohne zu wissen.

IV

Die Mutter will weggehen. Dann werde ich erwachsen sein. Auch vor mir. Die Mutter hat gelächelt - traurig.

Da ist etwas, was ich vergessen habe. Ich war einmal ein Kind und ein alter Mann - 365 Tage. Merkwürdig, daß ich das vergessen habe.

V

Ich bin jetzt 365 Jahre alt. Nicht Tage, sondern Jahre. Ich bin ein alter Mann. Meine Mutter ist tot. Kann ich sie überhaupt noch lieben, jetzt wo sie tot ist? Oder ist sie noch da? Sie ist noch da. Und über das Grab hinaus hat sie bestimmt, daß ich klein bleibe. An diesem Grab bin ich klein.

Ich habe meine Mutter immer geliebt. Ich habe mich gewehrt gegen sie. Aber die Liebe hat nicht aufgehört. Das merke ich jetzt, Ich kann doch nicht bei den Toten bleiben. Bin ich vielleicht auch tot? Sind 365 Jahre zu lang für einen Menschen? Oder habe ich mich geirrt? Bin ich erst 365 Tage und bin klein und alt? Dann kann ich lieben, wen ich will, 365 Jahre lang.

Meine Mutter wollte, daß ich klein bleibe. Die anderen wollen, daß ich alt bin. Mein Körper hat ein Gesicht bekommen. Mein Gesicht hatte immer ein Gesicht, mein Körper nicht. Jetzt hat er ein Gesicht.

VI

Ich gehe auf Wanderschaft. Vielleicht 365 Jahre lang. Ich frage jemand: "Darf ich dich lieben?" Ich frage einen anderen: "Darf ich dich lieben?" Sie schütteln mit dem Kopf. Sie verstehen mich nicht. Sie wissen nicht, was ich meine.

Ich bin weit gewandert. Ich habe immer wieder gefragt: "Darf ich dich lieben?" Und was ist mir angeboten worden? Ein Stein - mach was daraus. Ein Stück Holz - mach was daraus. Ein leeres Blatt Papier - mach was daraus. Und die Menschen meinen, daß ich das alles lieben kann. "Mach was daraus." Ich will nichts daraus machen. Ich liebe das nicht. Sie denken, ich kann nicht mehr als das.

VII

Ich gehe an den Ort, wo Steine stehen mit Namen. Irgendwo ist ein Stein, der zu mir gehört. Darauf steht mein Name und der Name meiner Mutter. Da setze ich mich hin. Meine Mutter liebe ich immer noch. Ist denn sonst niemand da? Soll ich weise werden? Bin ich vielleicht schon weise? Hört Liebe auf? Wird sie anders? Dann bin ich nicht 365 Jahre alt. Dann bin ich jung. Dann habe ich mich geirrt. Aber das weiß nur ich.

Ich sitze vor meinem eigenen Grabstein. Ich habe begriffen.

VIII

Alle sehen, daß ich alt bin. Mit 365 Jahren kann ich sagen: meine Liebe ist getan. Jetzt kommt etwas anderes, ein anderes Gesicht. Ich bin traurig, daß ich etwas verlassen muß, was ich eigentlich noch gar nicht richtig kenne. Ich weiß nicht, was kommt.

Oder das andere: ich werde nicht ärmer. Ich verliere nichts. Ich gewinne immer dazu - 365 Jahre lang. Mein Leben wird immer großartiger. Die Liebe ist nicht getan. Sie gehört zu mir.

IX

Ich sitze noch immer am Grabstein. Aber es ist etwas mit mir geschehen. Ich bin alt. Früher war ich ein alter Mann und ein Kind. Jetzt bin ich nur ein alter Mann. Ich habe weiße Haare. Mein Körper ist häßlich. Ich will mir nichts mehr vormachen von wegen großartiger. Das alles ist verkehrt. Und alles, was so gesagt wird über alt sein, stimmt sicher. Ich will es nur nicht wahrhaben. Das Leben lohnt sich nicht mehr. Ich bin alt.

Wer redet eigentlich da bei mir? Bin ich das? Das ist ja ganz anders, als ich bisher gedacht habe. Wer hat mir das eingeflüstert? Niemand ist hier, nur ich.

Am Grabstein zu sitzen ist schlecht. Es ist besser, ich gehe wieder auf Wanderschaft, ich rede mit jemandem:

X

"Wissen Sie vielleicht etwas über 365 Tage? Ach, natürlich, 365 Tage sind ein Jahr. Ich hatte es fast vergessen. Weiter nichts als ein Jahr."

XI

"Warum setzt du dich neben mich? Ich bin doch ein alter Mann, und du bist ein Kind. So war ich auch einmal. Aber jetzt bin ich alt. Ich freue mich, daß du hier bist. Möchtest du auch so alt werden wie ich? Dann wirst du Geschichten erzählen von 365 Tagen. Die Kinder werden sich freuen, weil sie etwas hören, was sie kennen."

XII

Das Kind ist weggegangen. Ob ich auch ein Kind bin? Ich glaube, die anderen nehmen mich nicht mehr ernst. Sie lachen und sagen: "Der ist so alt. Der versteht nichts mehr von der Welt."

Soll ich sagen, daß ich ein Kind bin? Ich bin doch da in der Welt, um zu sagen, daß ich die Welt verstehe, vielleicht besser als sie. Sie werden sich an die Stirn fassen und sagen: "Der arme Alte. Er ist verrückt geworden."

Ich gehe zu den Kindern. Sie werden verstehen, was Welt ist.

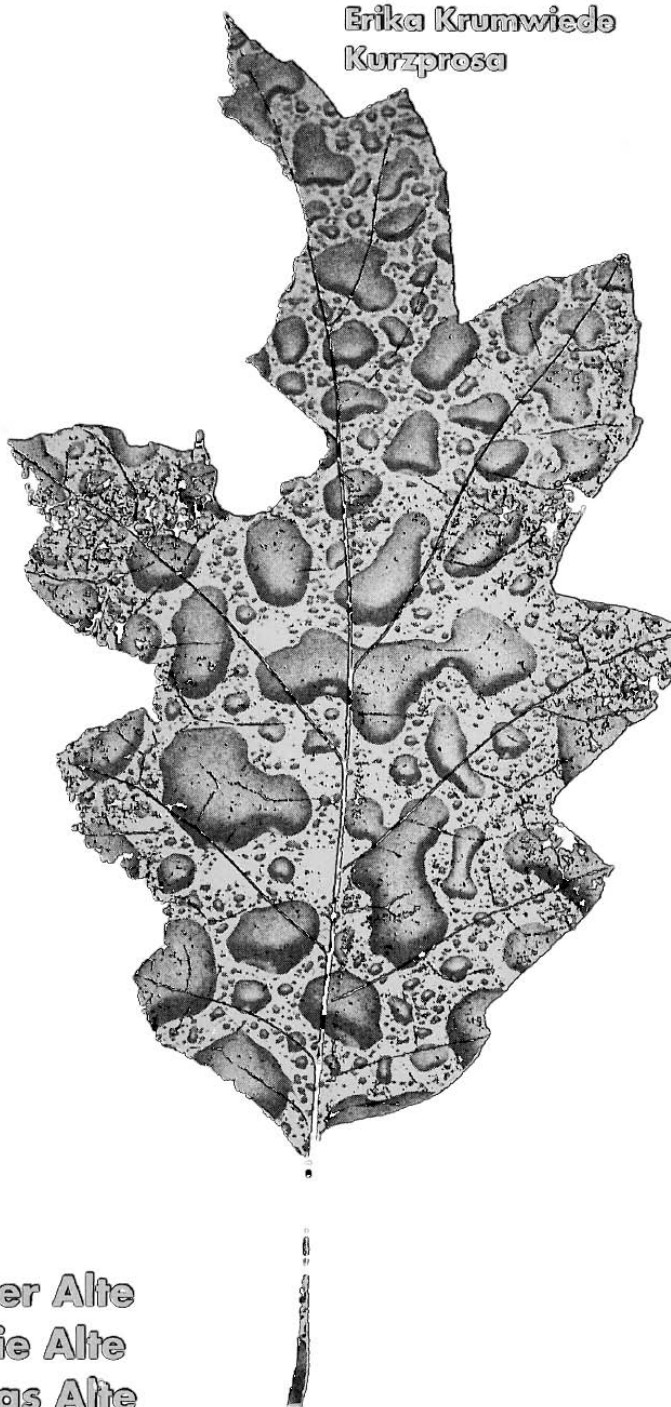
XIII

365 Tage bin ich alt. Ich habe soviel in mir versammelt. Aber niemand will es hören.

Werden sie verstehen, daß 365 Tage keinen Krieg zulassen? Werden sie verstehen, daß am Ende der 365 Tage ein alter Mann steht, der klein ist und 365 Falten im Gesicht hat?

Sie werden lachen: "Der arme Alte..."

Erika Krumwiede
Kurzprosa



Der Alte
die Alte
das Alte
und die Gestandenen

Inhalt

Nur auf einem Bein	119
Die Zahl lügt	120
Altes Eisen	121
Neu und Alt	123
Hundertzwanzig Jahre	124
Kennen ihre Zeit nicht	125
Es ist ihr Tod	126
Alle Heimlichkeiten	129

NUR AUF EINEM BEIN

Die Gestandenen, Männer und Frauen, müssen etwas tun, damit sie leben können. Plötzlich liegt eine Idee auf der Straße: die Nichtmehrgestandenen.

Die Nichtmehrgestandenen brauchen die Gestandenen. Die Nichtmehrgestandenen können nicht leben ohne die Gestandenen. Die Gestandenen müssen die Nichtmehrgestandenen beim Stehen unterstützen.

Die Nichtmehrgestandenen dürfen nur auf einem Bein stehen, damit die Nichtmehrgestandenen nicht ohne die Gestandenen stehen können.



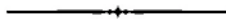
Die Gestandenen, Männer und Frauen, denken nach: Tanzen ist gut für die Nichtmehrgestandenen. Dann haben beide etwas zu tun, die Gestandenen und die Nichtmehrgestandenen.

Und die übrige Welt klatscht.

Aber sie vergißt nicht, daß nur auf einem Bein getanzt wird.



Auf allen Papieren steht ab heute: Ruhestand. Ich kann aber nicht bis ans Ende ruhig stehen auf einem Bein.



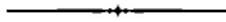
Die Gestandenen, Männer und Frauen, fordern die Nichtmehrgestandenen auf, neue Aufgaben für sich zu entdecken. Dann hat das Leben wieder einen Sinn. Wie sollen die Nichtmehrgestandenen Aufgaben finden auf nur einem Bein? Sie müßten ja hüpfend suchen. Die Gestandenen finden noch nicht einmal auf zwei Beinen. Aber die auf einem Bein haben längst das andere Bein gefunden und können besser gehen als die auf zwei Beinen.



Die Gestandenen, Männer und Frauen, sitzen an Schreibtischen und schreiben Bücher, viele Bücher, dicke Bücher.

In denen ist alles zu lesen, was die Nichtmehrgestandenen wissen müssen über sich selbst.

Die Nichtmehrgestandenen lächeln, legen die Bücher beiseite und machen Reisen um die Welt.



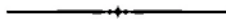
Die Gestandenen tragen Sorge um die Nichtmehrgestandenen. Senioren müssen sie heißen. Dann fühlen sie sich wichtig und werden nicht gefährlich.

DIE ZAHL LÜGT

Zweiundneunzig Jahre ist die Frau alt. Sie will noch lange leben. Sie ist neugierig. Sie will wissen, was der Mensch aus der Welt macht.



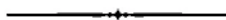
Gestern war ich zehn. Heute bin ich achtzig. In zehn Jahren werde ich einundachtzig sein.



Alle fragen mich: "Wie alt sind Sie?" Wie soll ich es wissen, wenn ich einmal dreihundert und einmal zehn Jahre alt bin.



Ich werde immer jünger. Ich weiß nicht, wann der jüngste Tag kommt.



Alle tragen Kalender in den Taschen.

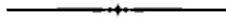
Sie sagen ihnen, was sie zu tun haben und auch, wie alt sie sind.

Wenn der Jahrestag immer häufiger kommt, klappen sie die Kalender zu und schweigen. Die Zahl ist verräterisch und liefert aus.

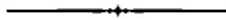
Die Zahl kichert: "Merkt ihr nicht, daß ich lüge. Sechzig ist nicht sechzig. Siebzig ist nicht siebzig.

Achtzig ist nicht achtzig. Wenn ich ehrlich bin, sage ich: Sechzig ist vielleicht achtzig, kann aber auch vierzig sein." Und niemand glaubt es. Alle glauben an die Zahl, wenn sie lügt, niemand, wenn sie ehrlich ist.

Das geht so weit, daß auf jedem Papier der Jahrestag gut lesbar eingetragen ist, auch wenn es keinen Sinn hat. Das Papier ist mit einem Nagel an der Stirn angeschlagen, gut lesbar. Der Mensch dahinter ist nur Pfahl, sonst nichts.



Die Gestandenen, Männer und Frauen, und alle übrige Welt weiß, was für die Nichtmehrgestandenen gut und tauglich ist. Sie meinen auch, daß die Nichtmehrgestandenen das nicht wissen, da sie erst achtzig und mehr Jahre gelebt haben und sie selbst doch wohl schon vierzig und einiges mehr oder weniger.



Männer sagen, wenn sie vierzig sind: Ich werde alt.

Und Angst ist in ihrer Stimme. Sie sind Greise ehe sie alt sind.

ALTES EISEN

Ein alter Mann geht durch die Straßen der Stadt. Er geht langsam und bedächtig mit wachen Augen und freut sich. Alle anderen haben ihn überholt. Aber niemand hat ihn eingeholt.



Eine sagt zur anderen: "Warum regieren alte Männer die Welt?"
Die andere: "Weil es so wenige sind."

Uralt war ich schon immer von Anbeginn der Welt. Und jetzt kommt etwas Neues bis in alle Ewigkeit. Ich weiß nicht, was.

Die Gestandenen, Männer und Frauen, sind empört: die Nichtmehrgestandenen tun nichts für uns alle und leben trotzdem, sogar sehr gut. Sie sitzen uns im Nacken und saugen uns aus.
Wenn wir mal die Nichtmehrgestandenen sind, haben wir niemand zum Ausaugen.

Die Gestandenen, Männer und Frauen, haben Regeln gesetzt, damit die Nichtmehrgestandenen wieder beweglich werden. Morgens beim Aufstehen rechts den Kopf: "Guten Morgen, Frau Meyer," links den Kopf: "Guten Morgen, Frau Schulze."
Wo ist Frau Meyer? Wo ist Frau Schulze? Haben sich die Gestandenen geirrt, oder sind Frau Meyer und Frau Schulze schon längst aufgestanden. Und die Nichtmehrgestandenen kuscheln sich in ihre Betten.

Viele kleine Tische. An ihnen Menschen mit weißen Haaren. Sie essen, erzählen, lachen. Einer tritt ein. Er hat keine weißen Haare: "Ihr seid wichtig für jung und alt." Die Gesichter werden ernst. Die große Sitzung beginnt. Aber hinter vorgehaltener Hand kichert es weiter.

Die Gestandenen, Männer und Frauen, sagen: "Wir wissen, wie alt Sie sind.

Ihre Hände verraten es: braune Flecken, Knoten an den Gelenken und keine Kraft."

Wenn die Nichtmehrgestandenen zupacken schreien die Gestandenen.

NEU UND ALT

Krankenscheine haben für die Nichtmehrgestandenen einen schrägen Strich.

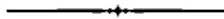
Bis einer sich beschwert. Jetzt haben sie ein dickes "R".



Die Speisekarte kennt zwei Randerscheinungen. Sie werden extra erwähnt, weil sie wohl noch nicht - oder nicht mehr - wissen, wieviel sie essen dürfen. Die es noch nicht wissen, werden es irgendwann wissen. Die es nicht mehr wissen, werden es nie mehr wissen. Aber bezahlen müssen sie wie die, die es wissen.



In den Kaufhäusern gibt es Ecken für Senioren. Hier wird ihre Hinfälligkeit besonders betont. Sogar die eigene Auswahl ist ihnen abgenommen. Kleidung, die niemand will. Ohne Farbe und teuer.



Überall wird eingekauft.

Überall sind die Alten dabei.

Überall wird auf sie geschimpft, weil sie ihre Zeit nicht einhalten.

Und die Alten lieben das Spiel.



Die Gestandenen, Männer und Frauen, haben sich einen anderen Namen für die Nichtmehrgestandenen ausgedacht: "Die neuen Alten." Die Nichtmehrgestandenen stecken ihre Köpfe zusammen: "Wie soll Alt und Neu zusammenpassen? Das können sich nur die Gestandenen ausdenken. Wir aber wissen das Geheimnis: Neu und Alt sind eins."

HUNDERTZWANZIG JAHRE

Ich frage einen: "Willst du lange leben?"

Ich frage einen anderen: "Willst du lange leben?"

Ich frage einen dritten: "Willst du lange leben?"

Ich frage einen vierten, fünften, sechsten,
und alle sagen: "Ja."

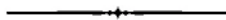
Ich frage einen: "Willst du alt werden?"

Ich frage einen anderen: "Willst du alt werden?"

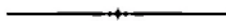
Ich frage einen dritten: "Willst du alt werden?"

Ich frage einen vierten, fünften, sechsten,
und alle sagen: "Nein."

Was ist nur der Unterschied? Ich frage einen, den anderen, den dritten, den vierten, fünften, sechsten. Sie wenden sich ab und sagen: "Lange leben und alt werden sind wie Himmel und Hölle."



Hundertzwanzig Jahre alt kann der Mensch werden, sagen die, die es wissen. Aber alle sterben eher mit der Hoffnung im Herzen, hundertzwanzig Jahre zu leben.



Irgendwann werden die Nichtmehrgestandenen sagen: "Wir reisen nicht mehr. Wir hüten keine Kinder mehr. Wir wollen keine Hobbys mehr. Wir werden nur noch an den Tod denken."

Was werden dann die Gestandenen, Männer und Frauen, sagen? Und die Beerdigungsinstitute? Werden sie aufblühen? Nein. Denn die Nichtmehrgestandenen werden sagen:

"Der Sarg ist nicht wichtig."

Und die Beerdigungsinstitute werden klein und bescheiden werden und alle, die an den Nichtmehrgestandenen verdienen.



Ich habe eine kleine Uhr am Arm, die geht und geht, Tag für Tag, weil sie verrostet ist. Ich brauche sie nicht mehr aufzuziehen. Aber irgendwann bleibt sie stehen. "Weil sie verrostet ist", sagt der Uhrmacher.

KENNEN IHRE ZEIT NICHT

Die Nichtmehrgestandenen sehen sich an und fragen: "Was machen eigentlich die Gestandenen, wenn sie zu den Nichtmehrgestandenen gehören? Werden sie sich erinnern an ihre Zeit der Gestandenen und vor sich hinlächeln?"

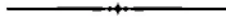


Ein feines altes Geschirr steht in einem feinen alten Schrank. Beide sind kostbar und schön. So kostbar und schön, daß niemand wagt, sie zu berühren. Generationen schon haben das durchsichtige Porzellan nur ehrfurchtsvoll von weitem betrachtet. Niemand kennt die Geschichte und könnte es doch so leicht erfahren. Die Tassen und Teller sagen es.

Vor diesem kostbaren Schrank und diesem kostbaren Geschirr sitzt eine feine alte Frau in einem feinen alten Stuhl. Sie sitzt lange so und flüstert vor sich hin.

Die anderen denken, daß sie träumt oder woanders ist. Die feine alte Frau aber spricht die Geschichte des feinen alten Geschirrs. Sie wundert sich, daß die anderen die Geschichte nicht kennen, denn sie

steht ja auf jeder Tasse, auf jedem Teller mit durchsichtigen Buchstaben. Eine merkwürdige Geschichte. Niemand spricht die feine alte Frau an, wenn sie vor dem kostbaren und schönen Geschirr sitzt. Sie ist dann so weit fort. Irgendwann stirbt die feine alte Frau. Sie hat bestimmt, daß das kostbare und schöne Geschirr in ihren Sarg gelegt und mit ihr begraben wird.



Die Gestandenen, Männer und Frauen, haben eine Parole für die Nichtmehrgestandenen: "Rechtzeitig." Die Nichtmehrgestandenen sagen: "Das gilt euch!" Aber die Gestandenen kennen ihre Zeit nicht.



Die Gestandenen, Männer und Frauen, sagen zu den Nichtmehrgestandenen:

Oma und Opa. Die Namen sind erloschen. Irgendwann stehen sie auf dem Grabstein. Und die Gestandenen selbst sind namenlos, Oma und Opa.



Wenn die Alten von morgen reden, lachen die anderen. Wenn die anderen selbst alt sind, reden sie wieder von morgen, und die anderen lachen.

ES IST IHR TOD

Oft sind die Alten Opfer derer, die Barmherzigkeit üben wollen. Die Alten können sich nicht mehr wehren. So kann die Barmherzigkeit ihr Gewand ohne Sorge nach außen zeigen.



Häuser werden gebaut für die Alten. Die Flure sind fast immer leer. Sie sind für den Tod gebaut.

In Häusern, die für Alte sind, schleicht der Tod umher. Ab und zu kommen Menschen von draußen und besuchen die drinnen. Sie bleiben nicht lange. Die drinnen sind ja gut aufgehoben, und es riecht so nach Tod. Draußen denken die Menschen nicht daran, und die drinnen machen die Augen zu.

Die ganz Alten liegen im Bett und warten. Mit großen Augen schauen sie zur Decke und warten vom Morgen bis zum Abend, vom Abend bis zum Morgen.

Gerade war jemand da - die Tochter, der Nachbar - Sie sind schon wieder eine Ewigkeit fort, sind nie dagewesen.

Und die Alten warten vom Abend bis zum Morgen, vom Morgen bis zum Abend.

Eine Ewigkeit warten sie.

Das Vergessen steht auf dem Gesicht. Ratlose Augen sehen hin und verstehen nicht. Wo ist der Mensch nur hingegangen? Er lächelt: "Ihr denkt, ich sei verrückt. Erst wenn ihr alt seid, werdet ihr verstehen und wissen, wohin ihr überall gehen könnt."

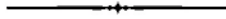
Der Arzt in dem großen Haus sagt:

"Nur noch eine halbe Stunde für die alte Frau." Die Kinder sagen: "Nein" und holen sie heimlich nach Hause zum letzten heiligen Mal.

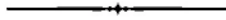
Die alte Frau sagt: "Zweimal ein heiliges Mal."

Die Kinder sagen: "Es ist zu spät für dich." Die alte Frau sagt: "Ihr werdet sehen." Und sie lebt noch lange.

Die alte Frau stirbt, weil sie nicht mehr sehen kann. Der Optiker hat rechts und links verwechselt.



Immer älter werden die Menschen. Soviel Zeit zum Nachholen, was vorher versäumt und täglich die bunten Kügelchen. Sterben wird nicht mehr gedacht.



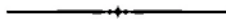
Sterben ist ein Geheimnis.
Wir denken, wir müssen die Hand halten. Er aber will allein sein, das Geheimnis nicht teilen.



Wenn wieder gewählt wird, bekommen die Alten Besuch an ihre Betten. Sie sollen ein Kreuz machen und wissen nicht warum. Sie denken, es ist ihr Tod.



Schmerzen nehmen dem Körper die Gedanken, die sowieso niemand mehr hören will.



Busse mit weißen Häuption,
Bilder auf flimmernder Leinwand vor weißen Häuption,
Musik zum Tanzen mit weißen Häuption.
Vieles für weiße Häuption.
Die Anbieter tun Gutes für die weißen Häuption. Ihr Lohn ist Geld,
immer wieder Geld. Die weißen Häuption wissen: vielleicht das letzte Mal.

ALLE HEIMLICHKEITEN

Mein Finger gleitet über die Falten einer alten Frau: wie tief sie sind. Die vielen Tränen haben Furchen gegraben. Die kleinen Lachfältchen kitzeln am Finger. Quer über die Stirn laufen Straßen des Denkens. Verschwiegene, winzige Fältchen wie zerknittertes Silberpapier verbergen alle Heimlichkeiten.



Eine Witwe. Vermißt sie das gemeinsame Schlafen? Fragt sie nicht mehr danach, weil sie alt ist? Sie ist lustig. Sie sagt einfach so: "Keiner sagt: Komm, keiner sagt: Geh" und ein leiser Ton ist zu hören.



"Zieh dich nicht aus, Alte. Du bist nicht mehr schön."
"Woher weißt du?"



Der zerknitterte Mund hat makellose weiße Bewohner, die noch älter machen, weil sie lügen.



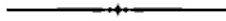
Drei alte Männer stehen dicht beieinander. Es kümmert sie nicht, daß das Leben an ihnen vorbeihastet. Niemand sieht hin zu ihnen. Sie lachen und reden von Selbstmord.

Erika Krumwiede

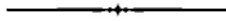
Kenne ich mich

Zum täglichen Gebrauch

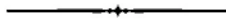
warum gefällt mir mein Gesicht



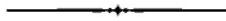
an wen denke ich oft am Tag



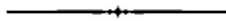
warum vermeide ich einen eigenen Geruch



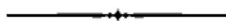
warum vergleiche ich mich



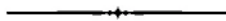
was sage ich dazu, daß der Mensch immer älter wird



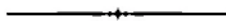
warum habe ich eine Uhr am Arm



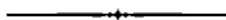
wonach bin ich süchtig



wann muß ich lachen



wie oft war ich verliebt



warum kenne ich mich so wenig

welches Spiel habe ich als Kind am liebsten gespielt

warum möchte ich klug sein

wie sah ich vor zwanzig Jahren aus

warum will ich jemand anderes sein

wer sind meine Freunde

wie sah eins meiner Klassenzimmer aus

zu welchen Veranstaltungen gehe ich am liebsten

warum kritisiere ich so oft

wann lache ich über mich selbst

was habe ich an Verbotenem getan

warum kann ich mich so wenig erinnern



wie fühle ich mich in meiner Familie



warum singe ich nicht, wenn ich allein bin



warum möchte ich die Welt verändern



wann möchte ich die Zeit anhalten



was mag ich am liebsten essen



warum gehe ich so ungern zum Arzt



warum darf ich in der Öffentlichkeit nicht schreien



wann finde ich mich wichtig



welche Krankheiten habe ich gehabt

wann finde ich mich wichtig



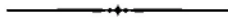
welche Krankheiten habe ich gehabt



wann war mein Vater streng



warum sind Fragen mein Lebenselixier



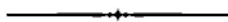
welcher Geruch ermuntert mich



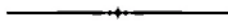
warum mag ich nicht verlieren



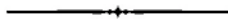
warum hasse ich Schmerzen



warum hat meine Mutter manchmal geweint



wovor habe ich am meisten Angst



warum bin ich einverstanden mit meinem Leben

was ist das Wichtigste in meinem Leben



welcher Maler gefällt mir am besten



an welchen Lehrer denke ich noch gern zurück



wie erziehe ich mich



was fühle ich, wenn ich an meine Mutter denke



welchen Beruf hätte ich gern gehabt



wie verhalte ich mich, wenn ich mich schön finde



wie engagiere ich mich in der Gesellschaft



wie lerne ich zu verzichten



was habe ich an meinem Vater am meisten geschätzt als ich ein Kind war

was gefällt mir gut an mir



was möchte ich an mir ändern



was mache ich, wenn ich rot werde



wie zeige ich einem anderen meine Hochachtung



warum habe ich nicht getan was ich sollte



wie habe ich meinen Beruf entdeckt



Wer liebt mich am meisten



was mache ich, wenn ich schlechte Laune habe

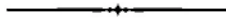


wie oft bin ich gelobt worden

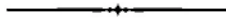


warum schäme ich mich, wenn ich weine

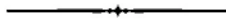
was mache ich, wenn ich lachen muß aber nicht darf



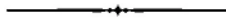
wer gestattet mir zu lügen



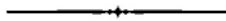
was mache ich, wenn ich gestorben bin



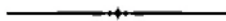
warum habe ich Vorbilder nötig



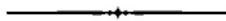
warum gehe ich zum Wählen



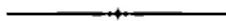
wie habe ich mich gefühlt als ich aus dem Bauch meiner Mutter kam



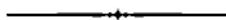
warum schlafe ich gern



wie verändere ich mein Denken, wenn ich finde, daß es nötig ist

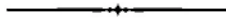


wieviele Kinder möchte ich haben

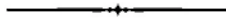


wie sieht mein Leben ohne Arbeit aus

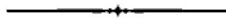
wie oft habe ich mich selbst geküßt



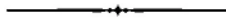
welches Fach in der Schule habe ich am meisten geliebt



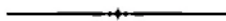
wie fühle ich mich, wenn ich lüge



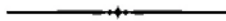
welches ist meine Lieblingstätigkeit



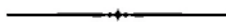
wann möchte ich mich verstecken



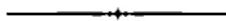
wo ist mein Engagement gewünscht



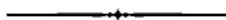
wie alt möchte ich werden



wen möchte ich nie wieder sehen

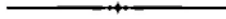


wo möchte ich auf der Erde wohnen

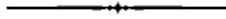


welcher Mensch hat mich am meisten beeindruckt

was mache ich vor einer Prüfung



wie hat der erste Kuß geschmeckt



wie fühle ich mich, wenn ich an meinen Tod denke



welche Musik geht mir ins Blut



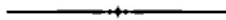
wieviel Geld schenke ich an andere



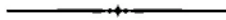
wie oft sage ich danke am Tag



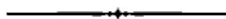
was mache ich, wenn ich mich häßlich finde



welche Farbe entspricht mir am meisten

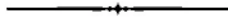


mit welchem Menschen möchte ich verheiratet sein



was mache ich in meinem Urlaub besonders gern

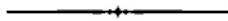
wie war mein erster Schultag



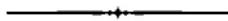
was mache ich mit meinem Geld



was mache ich bei Zahnschmerzen



möchte ich lieber ein Mann oder eine Frau sein



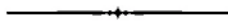
wen liebe ich am meisten



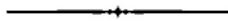
wie fühle ich mich in der Kirche



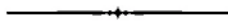
welches Tempo liebe ich beim Autofahren



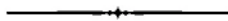
was habe ich gemacht als ich noch nicht auf der Erde war



was sage ich zu meinem Vornamen



wem möchte ich einen Hieb versetzen



worüber freue ich mich besonders

Nachwort

Zu den literarischen Texten von Erika Krumwiede:

Ungewöhnlich wie ihr Leben und Wirken in den verschiedenen Tätigkeitsfeldern sind auch ihre Texte.

Vor allem in ihrer späten freiberuflichen Arbeit drängt es Erika Krumwiede zu literarischen Texten. Viele Gesprächsnotizen zeigen, dass sie sich immer wieder bei Freunden versichert, ob sich denn diese Art des Schreibens lohnt.

Ihre erste literarische Buchveröffentlichung erscheint 1989 im Verlag Richter in München unter dem Titel „Glaskopf – Miniaturen“. In diesen Texten zeigt sich eine einfache, klare Sprache, die oftmals verblüffende Erkenntnis freisetzt. Diese Verblüffung trifft auf alle ihre künstlerischen Projekte und thematischen Aktionen zu, in komprimierter Form auch auf ihre Texte.

Das Besondere bei Erika Krumwiede besteht in der Art der Wahrnehmung von Eindrücken. Bereits hier geschieht diese im Denken und in der Sprachgestalt sichtbare Form aus Naivität und Weisheit. Daher wirken ihre Texte so einfach und zeigen gleichzeitig einen anderen Zugang zur Realität. Manches Motiv wird zunächst schlicht benannt, um sich dann im Fortgang des Textes zu verwandeln oder zu verbergen. Kaum ein Text, der fraglos bleibt.

In einer Kritik in der Evangelischen Zeitung ist über ihren Band Glaskopf zu lesen:

„Erika Krumwiede hat eine schöne und zugleich grausame Art zu schreiben. Schön sind die Sprache, die Symbole, die Bilder. Grausam ist, dass sie uns nicht rauslassen aus ihrer Wahrheit. Die kurzen Texte verlangen etwas vom Leser, man kann sie nicht einfach so dahinlesen, sondern muß bereit sein, sich auseinanderzusetzen, sich zu stellen.“

Hat sich Erika Krumwiede in früheren Aktivitäten immer begleitende visuelle oder akustische Medien gesucht oder gestaltet, vertraut sie jetzt mehr der Sprache. Immer aber lässt sich die Arbeit an Texten in ihrer Biografie zurückverfolgen. Die verschiedenen Fassungen der Texte im Laufe der Jahre zeigen, dass manche zunächst als „Gebrauchstexte“ für den Einsatz im Seminar geschrieben wurden (u.a. „Eine kleine Katze“). In den Bearbeitun-

gen erfolgt dann die Reduktion, manchmal verbunden mit dem Wegfall der deutlichen Themen oder „Objekte“. Sie konzentriert ihren Satzbau und entwickelt dabei ihren oben genannten Schwerpunkt: die Prosaminiaturen. Das zeigt sich auch bei den Textgesprächen über die Manuskripte, die Heinz Kattner als Lektor für die ersten beiden Bücher mit ihr führt.

Mit dem Verlag W. Richter, vor allem mit dessen Öffentlichkeitswirkung ist Erika Krumwiede unzufrieden. Der Buchabsatz ist gering. Nur durch den Verkauf bei Lesungen und anderen Anlässen kann sie das Buch selbst verbreiten. Daher entschließt sie sich für einen eigenen Verlag. Am 4. April 1991 gründet sie in Hannover den Verlag „Glaskopf“. Die weiteren Veröffentlichungen erfolgen bis zum Jahr 2000 in diesem Verlag.

Konsequent arbeitet sie an der Auseinandersetzung mit ihren Denk- und Erlebnismustern. Daher entsteht ihre zweite literarische Veröffentlichung aus der jahrelangen Begegnung mit älteren Menschen in Seminaren und aus der Wahrnehmung des eigenen Alterns. Die Prosaminiaturen „Der Alte, die Alte und die Gestandenen“ erscheinen 1992 als Buch im neu gegründeten „Glaskopf Verlag“.

Auch hier trifft die vorher bezeichnete Eigenart der Texte zu. Erika Krumwiede hat nun ihren eigenen Vertrieb für ihre Veröffentlichung übernommen. Allerdings werden ihre Bücher in der literarischen Öffentlichkeit kaum wahrgenommen. Zu wenig passt diese Literatur in die Kategorie der belletristischen Rezeption.

Einige Menschen aber reagieren nach dem Lesen auf diesen Band. In einem mit G.B. signierten Brief vom 11.1.1993 heißt es u.a.:

„Ich kenne Erika Krumwiede nicht. Aber wenn mich mein Empfinden beim Lesen ihres Buches nicht täuscht, dann ist sie genau eine von denen, die in dieser Kursprosa wie lebende Persönlichkeiten vor mich hintreten, voller Empörung, voller Aggression, aber auch voller Selbstsicherheit gegenüber denen, die sie „die Gestandenen“ nennt....Mit den Mitteln der Satire, der Übertreibung und der unverblünten Darstellung des Alterns fordert sie eine Reaktion ihrer ebenfalls altgewordenen Leser heraus, die dann etwa so lauten könnte: Ich lasse mich nicht unterkriegen!“

Für einige Jahre wird Quedlinburg konzeptionell und persönlich ein Schwerpunkt in der Ausrichtung von Erika Krumwiede. Der morbide Eindruck mittelalterlicher Häuser und Straßenzüge bringt sie zu einer Form fotografischer und textlicher Auseinandersetzung mit der Ästhetik des Verfalls und dessen zu bewahrender eigentümlicher Aura. Der Abriss- und Neubauideologie setzt sie den Band „Tausend Jahre Seitenblicke“ (1994) entgegen.

Der Frühling dauert tausend Jahre.
Manche Knospen sind nur zu ahnen.
Andere sind so dick, dass sie bald aufplatzen.
Noch andere fallen einfach ab.
Und manche werden abgerissen und zertreten.

Erika Krumwiede

(Aus: Tausend Jahre Seitenblicke, 1994)

Im Inhalt und in der Präsentation: die ungewohnte Sichtweise. Dieser wie auch der vierte und fünfte Band erscheinen im Glaskopf Verlag.

In der vierten Veröffentlichung ist der Ausgangspunkt eine Installation in der Ruine der Aegidienkirche in Hannover. Fragen zum Thema „Tod und Auferstehung“ sind dort in Objekten und Toncollagen dargestellt. Die Besucher werden in die Ausstellung mit Äußerungen einbezogen. Diese Äußerungen (in der Ausstellung auf Fähnchen gedruckt und an 110 Kupferrohren in Baumscheiben gesteckt) sind ein Teil des Buches. Ein anderer Teil besteht aus Fotos. Und dazu auch Texte von Erika Krumwiede.

Grabsteine schlagen aus
Gedanken von Menschen stehen auf
Gedanken von Menschen wachsen hervor
ein Labyrinth von Gedanken
Auferstehung

Erika Krumwiede

Daraus wird der Band „Die Ruine steht auf“ (1998), dem eine Ton-CD beigelegt ist.

Mit ihrem letzten Buch wagt Erika Krumwiede erneut eine andere Form: Das Buch „Kenne ich mich“ (2001, Glaskopf Verlag) besteht aus Fragen für jeden Tag und ist rund gestaltet in der Größe einer C-D.

Bei der Feier zu ihrem 80. Geburtstag kommen im Juli 1999 viele Gäste in ihr Wochenendhäuschen. In den Büschen und an Bäumen hängen Karten mit Fragen. Diese Fragen finden sich in dem letzten Buch wieder. Auch hier ist also der „Vorläufer“ des Buches eine Aktion.

Im runden Buch sind die einzelnen Blätter mit je einer Frage am oberen Ende durch eine Niete gehalten und können blätternd oder auffächernd gelesen werden. Auf dem blauen Titel klebt ein runder Papierspiegel, in den der Leser zuerst blicken muss. Von allen Veröffentlichungen scheint diese am deutlichsten die verschiedenen Ein- und Ausdruckswege von Erika Krumwiede zu bündeln. Einfache Fragen, kurios und manchmal scheinbar belanglos. Aber schnell treffen sie die Tiefe und verwandeln das Denken, das dann ein Über-sich-selbst-Denken wird.

Wie fühle ich mich,
wenn ich an meinen Tod
denke...

Warum schäme ich mich,
wenn ich weine...

Die im Nachlass gefundenen Texte setzen dieses Prinzip der Überraschung durch die Perspektive fort. In etlichen Texten geschieht das in der Form der Aufzeichnung. Deutlich wird, dass Erika Krumwiede nicht die lange Form in Lyrik oder Prosa versucht hat. Selbst der lange Text „Die weißen Kittel“, den sie aus Anlass ihrer Krebserkrankung geschrieben hat, besteht aus einer Collage verschiedener Erlebnisse und Wahrnehmungen. Was Dietmar Becker, über Jahrzehnte ein enger Freund und Gesprächspartner von Erika Krumwiede, über die „Kleine Aufzeichnung“ schrieb, lässt sich auf ihre Texte übertragen:

Kleine Aufzeichnungen

Die kleinsten sind mir am liebsten. In ihnen haben Vorkommnisse und Erscheinungen überschaubare Plätze. Dort finden sie noch zu einleuchtendem Zusammenhang. Blick und Verstand bewerkstelligen das. Von allen Seiten scheint es herein. Der Gast bewegt sich beinah frei, wie auf offener Terrasse über dem Meer, von Lichtsplintern über Wasser umtanzt.

Hier finde ich noch den günstigen Augenblick, einen Stoff zu bearbeiten. Sonst nirgends. Oder einen einzelnen Streifen, irgendwo verloren im durchsetzten Bestand der Materien...

Ein großer Teil der Texte aus dem Nachlass hat seinen Ursprung in Seminaren oder Tagungen. Konzentriert auf eine zusammen hängende Veröffentlichung hat sie nur noch bei Wahrnehmungsnotaten unter dem Titel „Tausend Romane auf den Straßen der Stadt“ gearbeitet. Da sich die meisten nachgelassenen Texte in Kladden oder auf Blättern in der Rohfassung befinden und der Weg zu einem literarischen Text nur zu vermuten ist, wird nur eine geringe Auswahl nach einem Lektorat in dieser Gesamtausgabe veröffentlicht.

Alle Leserinnen und Leser werden diese Texte unter einem weit gefassten Begriff des Literarischen verstehen können, der doch zugleich immer eine weitere Möglichkeit der Begegnung mit dem Menschen Erika Krumwiede darstellt.

Heinz Kattner

Eine Begegnung mit Erika Krumwiede erleben Sie in dem Band „*Kenne ich mich – Leben und Wirken von Erika Krumwiede (1919 -2002)*“, Glaskopf Verlag und im Internet:
www.archiv-kuriosum.de

Inhalt

Vorwort	5
----------------	----------

Aus dem Nachlass

Auswahl aus unveröffentlichten Texten von 1976 - 2001

Die weißen Kittel	11
5-4-3-2-1	35
Aufforderung zum Tanz	
Tausend Romane auf den Straßen der Stadt	41
Vier neue Sequenzen über den Spiegel	54
Verhaltenstrends	56
Texte für Aktionen und Seminare	61
Meditationen	76
Passion	82

Die veröffentlichten Bücher von Erika Krumwiede

Glaskopf	85
Miniaturen, 1989, Verlag W. Richter	
Der Alte, die Alte, das Alte und die Gestandenen	115
Kurzprosa, 1992, Glaskopf Verlag	
Tausend Jahre Seitenblicke	nn
Texte und Fotokompositionen aus Quedlinburg, 1994, Glaskopf Verlag	
Die Ruine steht auf	nn
Texte, Fotokompositionen/ Zeichnungen, 1998, Glaskopf Verlag	
Kenne ich mich	132
Fragen zum täglichen Gebrauch, 2001, Glaskopf Verlag	

Nachwort	143
-----------------	------------

